L.g.
c.
736a

L. g.
o.
736a

fol: 9

gez. von C. Heideloff

gest. v. Rist

Myrten- und Zypressen-Kränze

von

Aloys Schreiber.

Erstes Bändchen.

Mit einem Titelkupfer.

Stuttgart 1821.
in der J. D. Sattler'schen Buchhandlung.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Ihrer Erlaucht

der

Frau Reichsgräfin

Luise von Hochberg.

Inhalt.

Das Gelübde . . . . . Seite 1.

Die gestörte Trauung . . . . — 37.

Das Wunder. Eine Legende. . . — 55.

Das Windspiel . . . . . — 81.

Die Todtenglocke . . . . . — 115.

Der Kirchenbann . . . . . — 149.

ENSIS * BIBLIOTHECA

Das Gelübde.

Auf seiner Burg Windegg saß, bei einem gefüllten Humpen, Ritter Luz von Windegg, und schien sich über etwas Wichtiges den Kopf zu zerbrechen. Er war ein Mann in Fehden ergraut, biedern, deutschen Sinnes und geraden Wesens. Eben trat seine Tochter Adelgunde, ein rosenwangiges, blauaugiges Mädchen von achtzehn Jahren zur Thür herein, in der Hand Buch und Rosenkranz, denn sie kam von einer Wallfarth, die sie in Begleitung einer Dirne nach unsrer lieben Frau im Thal, einem, eine halbe Stunde von der Burg entlegenen Nonnenkloster gemacht hatte.

's freut mich Gundchen, hob der alte Luz an, 's freut mich, daß du so fromm bist, das hast du von deiner seligen Mutter.

Es fehlt mir noch viel, um ihr ähnlich zu seyn, erwiederte das bescheidene Mädchen.

Luz. Setze dich zu mir, mein Kind, — du warst im Kloster zu unsrer lieben Frau; gefällt dir das Klosterleben?

Adelgunde. Ich kann wenig davon sagen. Was mir am Klosterleben überhaupt mißfällt, ist, daß wer einmal da eingesperrt ist, nicht mehr unter Gottes freiem Himmel herumwandeln darf. Immer in der engen dumpfen Zelle muß einem zulezt der Odem ausgehen.

Luz. Aber die Ruhe der Seele, der Friede, der in der Einsamkeit wohnt! o beides giebt die Welt nicht. Ich habe sechszig Jahre durchlebt, und nur selten am Abend mein Haupt ruhig auf's Kissen gelegt.

Adelgunde wußte nicht, wohin dieser Eingang führen sollte. Ihr Herz schlug unruhig. Der Alte ergrif ihre Hand.

Mein Kind, hättest du nicht Lust den Schleier zu nehmen?

Eine Thräne wollte sich aus seinen Augen drängen, als er das sagte; mit Mühe hielt er sie zurück.

Adelgunde wußte nicht gleich zu antworten.

Wäre diese Frage nur einen Tag früher an sie geschehen, so würde die Antwort weniger schwer geworden seyn. Ein kleiner Zufall hatte heute in ihrer Seele andere Empfindungen und Wünsche aufgeregt. Eben da sie in die Kapelle unsrer lieben Frau im Thal eingehen wollte, kam da heraus ein junger Ritter schlanken Wuchses, edlen Ganges und edler Bildung. Freundlich bückte sich der Ritter vor Adelgunden, die seinen Gruß schüchtern erwiederte. Ihre Andacht war diesmal nicht so ungestört wie sonst, dann immer drängte sich das Bild des fremden Jünglings vor ihre Seele. — Es war ein schöner Maitag; der Weg vom Kloster nach der Burg führte durch ein anmuthiges Gehölze, wo die Bewohner des Waldes ihre Lieder sangen: das Gehölz grenzte an eine blumenreiche Wiese, und von da gieng's

über eine mit Obstbäumen beschattete Anhöhe hinauf nach Windegg. Adelgunde legte diesen Weg an der Seite ihrer Begleiterin stumm zurück; zum erstenmale regte sich ein ihr bis dahin fremdes Etwas in ihrem Busen. Sie brach einen Blüthenzweig von einer Staude, und sog den Duft in ihre Seele; das dunkle Gefühl dessen, daß der Mensch nicht gemacht ist, allein zu seyn, beklemmte ihre Brust und hauchte eine leichte, süße Schwermuth über ihr ganzes Wesen. So kam sie in der Burg an, und bei dieser Gemüthsstimmung mußte die Frage ihres Vaters, ob sie den Schleier nehmen wollte, sie allerdings in Verwirrung setzen. Doch faßte sie sich bald und antwortete: Ich will bei Euch bleiben, mein Vater, wer sollte Euch pflegen im herannahenden Alter, wenn eure Tochter fern wäre?

Luz. Das darf dich nicht kümmern. Ich habe treue Leute um mich.

Adelgunde. Die können Euch freilich warten, aber nicht mit der Liebe, wie eure Adelgunde.

Thränen zitterten in ihren Augen, als sie das sagte, sie warf sich an den Hals ihres Vaters:

Nein, schluchzte sie, Ihr werdet eure Tochter nicht von euch stoßen.

Ritter Luz war verlegen, denn er liebte seine Tochter wirklich.

Aber in einer schweren Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte, gelobte er, so er genesen würde, seiner Töchter eine dem Himmel zu weihen. Damals hatte er ihrer noch drei; zwo derselben rafte eine Krankheit hinweg, und nur Adelgunde blieb übrig, um die Schuld der Uebereilung ihres Vaters zu bezahlen. Schwer ward es dem Vaterherzen des Ritters, sein einziges Kind, den lezten Sprößling seines Stammes in ein dürres Erdreich zu stecken, wo er verdorren sollte, ohne seines Daseyns leiseste Spur hinter sich zu lassen: aber Vorurtheil, wie viel mächtiger bist du, als die Natur! von jeher hattest du mehr standhafte Bekenner und Märtyrer sogar, als die Wahrheit.

Demohngeachtet war der Ritter in diesen Augenblicken zu sehr Vater, um seiner Tochter das unwiderrufliche Urtheil eines lebendigen Todes, oder eines todten Lebens so geradezu anzukündigen.

Ich meynte nur so, sagte er, von ihren Thränen uud Küssen überwältiget: mein Stündlein kann heut oder morgen schlagen, dann bleibst du allein in der Welt! Weißt du wie? Ueberlege du das Ding! Mache noch einen Betgang zu unsrer lieben Frau im Thal, und bitte sie deinen Sinn zu lenken.

Das will ich, mein Vater! erwiederte Adelgunde getroster.

Schon am andern Morgen machte sie die zweite Wallfarth in's Nonnenkloster, um die Entscheidung ihres Schicksals vom Himmel zu erflehen. Sie ahnete wohl, daß der Himmel sprechen würde, wie ihr Herz. Vielleicht hatte auch der fremde Ritter seinen geheimen Antheil daran, daß sie diese Sache so sehr beschleunigte, wenigstens konnte sie

sich des Wunsches nicht erwehren, ihn wieder auf ihrem Wege zu finden: und wie unschuldig war dieser Wunsch!

Am Fuße des Hügels saß unter einem wilden Apfelbaum eine junge, braune Bäuerin, die einen Säugling auf den Armen hielt, und ihm die volle Brust reichte. Ihr Auge voll Andacht und Liebe hieng an dem aufquellenden, schönen Knaben, und sie schien Adelgunden und ihre Begleiterin kaum zu bemerken, als diese an ihr vorüber giengen. Adelgunde heftete unwillkührlich einen langen verweilenden Blick auf die glückliche Mutter, und neue Gefühle zitterten durch ihr Herz. — Als sie in der Kapelle anlangte, flog ihr erster Blick auf die Madonna, die den göttlichen Knaben holdlächelnd im Arm hielt, und ihre Andacht ward inniger, glutvoller, als je. Das Bild der glücklichen Mutter, die sie so eben gesehen hatte, floß in ihre Vorstellung mit dem Madonnenbilde in eins zusammen, diese schien ihr eben so innig gerührt, als jene, auf das Pfand ihrer Liebe herabzublicken, und sie fand in ihrem Anblick

eben den lebendigen Ausdruck mütterlicher Wonne, der sie beim Anblick der Bäurin so mächtig ergriffen hatte. Kein Wunder, daß ihr ganzes Wesen izt in Andacht zerschmolz; denn nichts ist glühender, als die Andacht eines jungen, schuldlosen, liebevollen Geschöpfs, das alles, wovon es umgeben wird, mit Inbrunst an sich drücken mögte.

Desto schlimmer war dieser Seelenzustand für die Absicht ihres Vaters; das Mutterlächeln der gebenedeiten Jungfrau schien ihr in die Seele zu flüstern: Eine Mutter ist ein ehrwürdiges Geschöpf und Gott zum mindesten eben so gefällig, als eine Nonne.

Ob in dieser Stunde das Bild des Unbekannten nicht auch mitunter — wenigstens im Hintergrund ihrer Fantasie — sich gezeigt habe, möcht ich nicht verneinen. Wenigstens schauerte sie einigemale, da sie Fußtritte hinter sich hörte, zusammen, und verlies die Kapelle mit niedergesenktem Blick und hochrothen Wangen, und träu-

mend und langsam wandelte sie den Weg nach der Windegg zurück.

In dem Gehölze, durch welches sie kam, begegnete ihr ein Bube, der ein Zinshuhn nach der Burg trug, und dem helle Thränen von den Backen floßen.

Warum weinst du Kleiner? fragte Adelgunde mit theilnehmender Stimme.

Der Knabe. Sollt ich nicht weinen, da ich unser einziges Huhn dem Burgvogt bringen muß?

Adelgunde. Hast du noch Eltern?

Der Knabe. Eine Mutter, die alt ist, und kränkelt.

Adelgunde. Ihr seid wohl arm?

Der Knabe. Ja wohl arm! Ich bin noch zu schwach, um arbeiten zu können — dieses Huhn legte täglich ein Ei, und damit konnte meine arme Mutter sich erquicken, nun hat die nichts

mehr als Brod, welches ich an der Klosterpforte hole, und Wurzeln.

Adelgunde. Warum bringst du denn das Huhn dem Vogt?

Der Knabe. Wir sind leibeigen und müssen jährlich Geld oder ein Huhn an den Herrn geben. Aber woher sollen wir Geld nehmen?

Adelgunde griff in ihre Tasche, langte ein Silberstück hervor, und reichte es dem erstaunten Knaben mit einem Engellächeln. Damit, sagte sie, bezahle den Vogt, und das Huhn bringe deiner Mutter zurück. Der erfreute Knabe wollte ihr den Saum des Gewandes küssen, was sie aber nicht zulies, und eilte in fröhlichen Sprüngen mit dem Huhn zu seiner Mutter zurück.

Hätte Adelgunde gewußt, daß sie einen Zeugen dieser Handlung habe, so würde sie so unbefangen nicht von da gegangen seyn. So willkommen ihr jede Gelegenheit zum Wohlthun war, so sehr scheute sie jeden Blick, der es bemerken konnte.

Ihre Tugend war anspruchlos und schüchtern sogar, wie ihr ganzes Wesen, und eins mit demselben, und nie, auch bei Ausübung der besten Handlung, dachte sie daran, etwas gethan zu haben, was ihr Verdienst oder Ehre brächte.

Der Zeuge, der sie diesmal belauschte, war Konrad von Lauff, eben der junge Ritter, welcher ihr an der Kapelle im Thal begegnet war, dessen Namen sie aber nicht wußte. Auf der Jagd hatte er sich in diese Gegend verloren, und gedankenvoll stand er, den Jagdspieß in der Hand, an eine Buche gelehnt, als die erwähnte Szene unter seinen Augen vorfiel. Ein Busch versteckte ihn vor Adelgunden's und ihrer Begleiterin Blicken. Kaum hatten sich diese entfernt, als er dem Buben nacheilte, und das von Adelgunden erhaltene Silberstück von ihm gegen ein Goldstück eintauschte. Er hätte wohl noch mehr dafür gegeben.

Unten an der Burg Windegg rieselte unter hundertjährigen Eichen eine kühle Quelle, rings wa-

ren Rasenbänke angebracht, zur Bequemlichkeit des müden Pilgers. An dieser heimlichen, schauerlichen Stelle weilte Adelgunde gewöhnlich, wenn sie Abends ein Feierstündchen hatte, denn den Tag über saß sie am Rocken, oder trieb andere weibliche Arbeit. Nur in der schönen Jahrszeit gieng sie, wenn es die Witterung erlaubte, Abends spazieren, oder ihre alte Amme erzählte ihr eine Kunde der Vorzeit. Auch am Abend nach ihrer zweiten Wallfarth gieng sie an ihr Lieblingsplätzchen, verloren in mancherley Ahndungen und Träumen. Schon war die Sonne über die Berge, überall um sie her friedliche Stille, nur vom Flöten eines Vogels hier und da unterbrochen. Ein Gesang machte sie aufmerksam, ein alter Pilger mit kreideweißem Bart wallte das Thal herauf und sang ein frommes Lied, welches in der melancholischen Abendstunde wie ein Grablied des Tags tönte. Der Pilger hörte zu singen auf, als er sich Adelgunden näherte, und flehte sie um ein Allmosen, sie zog das Beutelchen, und wollte seine Bitte huldreich

gewähren, als der verkappte Betrüger ein Zeichen mit den Händen gab, worauf aus dem Gebüsche einige Reisige stürzten, und das erschreckte Mädchen ergriffen. Nicht weit von da standen im Hinterhalt gesattelte Pferde, auf diese warfen sie sich mit ihrem Raub und sprengten davon.

Auf der Burg Windegg erregte das lange Aussenbleiben des Fräuleins Besorgnisse. Der alte Luz schickte eine Dirne nach ihr, und als diese mit der Nachricht kam, daß Fräulein Adelgunde nirgends zu finden sey, wurden mehrere Knechte auf Kundschaft ausgesandt. Der Ritter wußte sich in der Sache kein Licht, keinen Rath; mit Niemanden war er in Fehde begriffen, und die Gegend gesäubert von Räubern. Doch das Unglück kommt unter mancherley Gestalt, und dieser Gedanke preßte sein Vaterherz gewaltig zusammen.

Nach einigen Stunden trat ein Knappe herein und meldete einen fremden Ritter, welcher Herrn Luz zu sprechen verlange.

Wer ist er?

Der Knappe. Das will er euch kund thun. Er habe gute Bothschaft, sagte er.

Luz. So laß ihn eintreten.

Mit geschlossenem Visier kam der fremde Ritter herein.

Wer seyd Ihr? und was bringt Ihr? fragte Ritter Luz.

Mich selbst zu einem Gefangenen, entgegnete der Fremde, und nahm seinen Helm vom Kopf.

Luz. Ich kenn' und versteh' Euch nicht.

Der Fremde. Aber ihr kennt den Ritter Wulf von Lauff?

Luz. Wer kennt den nicht?

Der Fremde. Der ließ heute eure Tochter rauben.

Ritter Luz fuhr auf und wollte seine Knechte zusammen rufen. Der Fremde hielt ihn bei der Hand und sagte: Ruhig, Biedermann! Eure

Tochter ist gerettet. Ihr habt mich als Geißel für ihre Sicherheit.

Luz. Aber meine Tochter, wo ist meine Tochter, mein einziges Kind?

Der Fremde. In der Burg Lauff, wo sie gut behandelt wird, dafür bürg ich Euch.

Luz. Aber warum ward meine Tochter mir so schändlich entrissen? Meine Fehde mit dem von Lauff war längst ausgetragen, uud wäre sie's nicht gewesen, so ziemt Weiberraub keinem Biedermann.

Der Fremde. Ihr müßt euch irgendwo haben verlauten lassen, daß ihr eure Tochter in's Kloster bringen wollt. Der von Lauff machte demnach den Entwurf, die Dirne zu entführen, um sie so vielleich zu einer Heurath mit seinem Sohne zu bereden, oder Euch wenigstens für ihre Freyheit ein beträchtliches Lösegeld abzudingen. Man weiß, daß Ihr reich seyd, und —

Luz. Aber wer seyd Ihr?

Der Fremde. Konrad von Lauff.

Luz. Ihr Ritter Wulfs Sohn?

Der Fremde. Der bin ich, und komme, das Vergehen meines Vaters gut zu machen.

Luz. Ich bitt Euch, habt einen alten Mann nicht zum besten!

Der Fremde. Auf Ritterwort, es ist Wahrheit, was ich sage.

Luz. Wahrlich mein Glaube ist zu klein, für solchen Edelmuth!

Der Fremde. Euch deucht, es ist Edelmuth, was ihr, wenn ihr mich hören wollt, vielleicht als Schwäche bemitleiden werdet.

Luz. Erst sezt Euch! — Ulrich, einen Krug Wein! — Aber ist's auch gewiß, daß meine Adelgunde gut behandelt wird?

Der Fremde. Um darüber gewiß zu seyn, sendet sogleich einen Bothen an meinen Vater, und laßt ihm bedeuten, daß zwar eure Tochter in seiner Hand, dahingegen sein Sohn in der euri-

gen sey. Zum Wahrzeichen gebt dem Bothen meine Feldbinde mit. Er machte seine Feldbinde ab und gab solche dem Ritter, welcher sogleich einen Reisigen nach Lauff beorderte. Jezt begann Ritter Konrad seine Erzählung.

Erst vor vierzehn Tagen kam ich von dem Hofe des Zähringers zurück, wo ich, wie ihr wißt, als Edelbube gedient hatte. In der Kapelle zu unserer lieben Frau im Thal sah ich gestern zum erstenmal mit flüchtigem Blick eure Tochter, und — warum sollt ich's Euch verheimlichen? sie gefiel mir baß, denn die geschmückten Hoffräuleins in Zähringen. Heute Nachmittag, auf der Jagd sah ich sie wieder, und war, ohne von ihr bemerkt zu werden, Zeuge einer schönen Handlung, die sie ausübte. Ihre Schönheit hatte mein Herz gerührt, ihre Güte fesselte es. Als ich nach Hause kam, theilte mir mein Vater sein Vorhaben mit, das empörte mich, und ich barg ihm meinen Abscheu gegen eine dergleichen Gewaltthat nicht. Du liebst die Dirne, sagte er,

und die Sache zu ändern, ist zu spät; wahrscheinlich befindet sie sich gegenwärtig schon in den Händen meiner Reisigen.

Jezt warf ich mich eilig auf mein Roß, um vielleicht noch die Ausführung zu hindern, aber durch eure ausgeschickten Knechte erfuhr ich, daß es zu spät sey, und schnell entstand in mir der Gedanke, mich Euch als Geißel anzubieten, um die Schmach einer solchen That von unserm Hause abzuwälzen, und meinem Vater die traurigen Folgen zu ersparen.

Luz. Ich dank Euch, daß Ihr mich mit einem Biedermanne bekannt macht. Nehmt meine Hand zum Freundschafts-Bunde, und wahrlich, mir ist's leid, daß ich Euch nicht mehr geben kann. Meine Tochter hab ich dem Himmel gelobt, und seine Gelübde muß man bezahlen.

Der Fremde. Sie ist euer einziges Kind?

Luz. Ich weiß, was ihr sagen wollt, aber ihr urtheilt voreilig. Ein halbes Jahr lang lag ich auf

dem Siechenbette, drei unerzogene Dirnen wimmerten um mein Lager, da that ich dem Himmel das Versprechen, so ich von meiner Krankheit erstehen würde, eine derselben dem Kloster zu weihen. Die beiden ältesten starben bald darauf, und nur Adelgunde blieb übrig, als hätte der Himmel sie mir gelassen, um ihm durch sie meine Schuld abzutragen.

Der Fremde. Nehmt mir's nicht übel, wenn ich Euch offenherzig sage, euer Gelübde war ungerecht.

Luz. Wie meint Ihr das?

Der Fremde. Glaubt ihr, daß mein Vater eine Ungerechtigkeit begieng, da er eure Tochter entführen ließ?

Luz. Allerdings.

Der Fremde. Und worin besteht die Ungerechtigkeit dieser Sache?

Luz. Sonderbare Frage! Darin, daß er etwas raubte, was das Eigenthum eines Andern ist.

Der Fremde. In demselben Fall seyd Ihr mit eurer Tochter.

Luz. Ich?

Der Fremde. Unwidersprechlich. Gott gab ihr, wie jedem Menschen, einen freien Willen, und dem thut Ihr Gewalt an — oder hätte Adelgunde Lust, in's Kloster zu gehen?

Luz. Ich fürchte, nein; doch wird sie sich bereden lassen.

Der Fremde. Und diese Beredung wäre nicht Nöthigung? wie könnt' ein Kind, ein blödes, furchtsames Mädchen, den Bitten, oder gar Drohungen seines Vaters Widerstand leisten? Je frömmer und treuer 's Mädchen ist, desto schneller wird sie sich zum Opfer entschließen. Aber dieser Entschluß eines Augenblicks entscheidet über das Glück ihres ganzen Lebens.

Ritter Luz fühlte die Wahrheit in des jungen Ritters Worten, die von seinem eigenen Vaterherzen noch unterstüzt wurden: er wankte, aber

in dem Augenblicke trat, wie ein furchtbares Gespenst, sein Gelübde vor seine Seele, und er bebte zurück, wie der Knabe, der unversehends eine Schlange in seinem Wege findet.

Ich will morgen mit dem Pfaffen der Nonnen im Thal reden, sagte er endlich, die geistlichen Herrn verstehn das Ding besser, als unsereins. Läßt sich die Sache anders drehen, so ist mir's lieb. Ich gäbe gerne die Hälfte meiner Besitzungen, dies Gelübde nie gethan zu haben.

Kaum hatte er dies gesprochen, als die Thüre des Gemachs sich öffnete, und Adelgunde mit fliegenden Haaren hereinstürzte und in die Arme ihres Vaters. — Vater! Mein Kind! war alles, was die beiden auszusprechen vermochten.

Nach den ersten Augenblicken des Wiedersehens kehrte sich Luz zu Konraden und sagte: Sieh, mein Kind, diesem Manne dankst du deine Rettung. Jezt erst bemerkte Adelgunde den fremden Ritter und erkannt in ihm eben den, welchen sie in der Kapelle gesehen hatte. Die heftige Gemüthsbe-

wegung, worin sie sich befand, war Ursache, daß dieser Anblick sie nicht so sehr überraschte, als sonst wohl geschehen seyn würde. Sie verneigte sich gegen ihn und dankte ohne Worte, mit Blicken, in welchen ihre ganze Seele schwamm. Ritter Luz machte nun seiner Tochter eine lobpreisende Erzählung von der Edelthat des jungen von Lauff, die dieser mit den bescheidenen Worten unterbrach:

Was ich that, Fräulein, geschah aus Eigennutz, um meinem Vater die Folgen einer Uebereilung zu ersparen, und mir das peinigende Gefühl, Euch und eurem biedern Vater Kummer und Thränen verursacht zu haben.

Ritter Luz rief izt den Reisigen, welchen er nach Lauff abgeschickt hatte, und in dessen Begleitung Adelgunde zurückgekommen war, in's Gemach, um von demselben den Hergang der Sache zu hören. Dieser erschien und machte folgende Erzählung.

Als ich auf Lauff ankam, lies ich dem Ritter durch den Schloßwächter entbieten, daß ich von

Euch eine Botschaft an ihn zu bringen hätte. Der Schloßwächter brachte mir die Antwort, daß ich meinen Auftrag nur an ihn abgeben sollte. Da gab ich ihm denn die Feldbinde, die ich von euch empfangen hatte, und sagte: Bringt dies eurem Herren und sagt ihm, daß sein Sohn sich in den Händen des Ritter Luz von Windegg als Geißel für Fräulein Adelgunden befinde, dafür bürge ihm die Feldbinde als Wahrzeichen. Nicht lange, so kam der Schloßwächter mit dem Fräulein zurück, übergab sie mir, und sagte: Sein Herr hoffe, daß ihr nun auch seinen Sohn frei geben würdet.

Luz. Soll geschehen. Geht und laßt Euch einen Trunk Weins reichen.

Der Fremde. Ich kenne meinen Vater. Es gieng, wie ich es mir vorstellte.

Luz. Ritter, Ihr seid wieder frei, oder vielmehr ihr wart's immer. Bleibt auf meiner Burg so lang es Euch gefällt, und seht alles als euer Eigenthum an. Unter Freunden ist alles gemein.

Sie saßen beieinander bis Mitternacht; Luz erzählte in der Freude seines Herzens manchen Schwank aus seinem Jugendleben, aber Konrad und Adelgunde waren keine aufmerksamen Zuhörer. Beide hatten von ganz andern Dingen Kopf und Herz voll, ihre Augen liessen wohl errathen, was in ihrem Innersten vorgieng.

Ritter Wulf von Lauff war eine träge, furchtsame, unentschlossene Menschenseele; wie der Wurm kroch er im Staube dahin, zufrieden, wenn es Goldstaub war, worinn er sich bewegte. Nicht einmal zu einer großen, kühnen Leidenschaft hatte seine Seele Kraft genug, und nur die blätterlose, kahle Pflanze des Geitzes faßte Wurzel in seines Herzens unfruchtbarer Zone. Kein Sprüchlein in der Bibel war ihm wohlklingender, als das — wachset und vermehrt euch! Wobey er immer seine wohlverwahrten Geldsäcke im Sinn hatte. Mancherley Plane, seinen mit Recht und Unrecht erworbenen Reichthum zu vermehren, heckte

er Tag und Nacht aus, allein furchtsam wie er war, schreckte ihn der schwächste Schatte irgend einer Gefahr von der Ausführung ab. Nur wenn er bisweilen bei einem Nachbarn sich überweint hatte, — auf seiner eigenen Burg wurde nur Wasser getrunken, — legte er hie und da Hand an die Ausführung eines Unternehmens, aber so wie der Wein in seinem Kopfe verdunstete, geschah es auch mit seinem Muthe. Konrad, sein einziger Sohn und Erbe, wurde bei einem Oheim, der am Hofe des Zähringers in Ehren und Ansehen stand, und sich immer am Hoflager aufhielt, erzogen, und an Geist und Herz reichlich ausgestattet. Daher kam's, daß hier das alte Sprüchwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! zur Lüge wurde; denn verschiedener als dieser Vater und Sohn können kaum zwei Menschen in Sinnes- und Gemüths-Art seyn. Lange hatte Ritter Wulf die Besitzungen des benachbarten Windeggers mit neidischem Blick angesehen; manchen Plan hatt' er entworfen, sich einen Theil davon auf irgend eine listige Art zuzueignen; da kam

sein Sohn von dem Hofe des Zähringers zurück; jezt entstand in ihm der wahrlich unkluge Gedanke, Adelgunden entführen zu lassen, und sich so ihres Besitzes zu versichern. In einem naheliegenden Kloster hatte er an dem Tage Mittagmahlzeit gehalten, und ein Paar derbe Mönche untern Tisch getrunken; von da wankte er nach Haus und traf Anstalten zur Ausführung seines Vorhabens. Als er die Nachricht von der Gefangennehmung seines Sohnes erhielt, war er fast wieder nüchtern, und zitterte über die Folgen seines Unternehmens, die ihm in der Ungewißheit, worin er schwebte, wie Riesengestalten vor die Zwergenseele traten. Daß sein Sohn sich selbst als Geißel dargeboten haben könne, kam nicht in seine Seele, vielmehr stand er im Wahn, daß dies Unglück demselben aus Fügung des Himmels begegnet seyn müsse. Ihm bangte sogar vor dem Augenblick, wo sein Sohn zurückkehren würde, denn er besorgte Vorwürfe von ihm zu hören, oder welche auf seinem Gesichte zu lesen.

Ritter Konrad kam gegen Abend auf Lauff zurück, und verschloß sich sogleich in sein Gemach. Er träumte die Nacht durch im halben Schlummer, und da kaum die heilige Frühe erwachte, gieng er schon in den Forst, warf sich da unter einer Eiche nieder, stand dort eine halbe Stunde am Giesbach und suchte umsonst des Wildes Fårthe, die vor seinen Augen lag. Nach einer sparsamen Mahlzeit nahm er den Weg wieder nach Windegg, wo er aber den alten Ritter mit dem Beichtvater des Klosters in einer Unterredung über sein Gelübde, antraf. Pater Gregor war ein schlauer Mönch; mit niedergeschlagenem Auge und hoher Salbung sprach er für die Verbindlichkeit eines Gelübdes, dessen Erfüllung seinem Kloster so einträglich werden mußte. Wer einmal sein Wort gegeben hat, sagte er unter andern, der —

Der alte Ritter lies ihn nicht vollenden. Der muß es dem Bettler halten, fiel er ein, um so mehr dem lieben Gott? Zwar gibt es Fälle, fuhr Pater Gregor fort, wo die Kirche gegen eine fromme

Stiftung, oder dergleichen, den Gelobenden von seinem Worte losspricht —

Ritter Luz biß sich die Lippen, stürzte einen Becher Wein hinunter und stand hastig von seinem Stuhl auf.

Besser hätte Pater Gregor nicht für die Sache des Himmels, und schlimmer nicht für die der armen Adelgunde sprechen können, als da er den Ritter auf sein Ritterwort aufmerksam machte. Dies galt ihm über alles! Auch war er etwas störrisch und unbeugsam, so oft ihm der Wein zu Kopfe stieg, und dirs war heute sein Fall. Ha, sagte er zu dem von Lauff, nachdem der Mönch seinen Abschied genommen hatte, ha, das wäre drolligt! Ritter Luz sollt an ein Kloster hundert Goldgulden vermachen, oder eine ewige Lampe stiften, damit er nicht Wort halten dürfe.

Umsonst waren Konrads Vorstellungen, umsonst seine Bitten, umsonst der Schmerz, der in seinem dunklen Auge lag. Nun denn, sprach er endlich, so laßt mich wenigstens Adelgunden ein Lebewohl sagen.

Das mögt ihr, entgegnete Luz, zog seine Stirn in Falten, und verließ das Gemach. Der junge Ritter fand Adelgunden in einem Seitengemach, wo sie die ganze Unterredung zwischen dem Mönch und ihrem Vater mit angehört hatte. Bei ihr befand sich ihre alte Amme, ein treuherziges, geschwätziges Mütterchen. Adelgundens Augen waren roth vom Weinen, und sie empfieng den Ritter in sichtbarer Verwirrung.

Vergebt, Fräulein, meine Ueberraschung, hob Ritter Konrad an, die Umstände, unter welchen ich eure Bekanntschaft machte, erlauben mir eine Offenheit, die sonst Dreistigkeit und noch wohl etwas drüber seyn dürfte. Als ich Euch in der Kapelle zu unsrer lieben Frau im Thal zum erstenmal sah, schlug euch mein Herz entgegen.

Adelgunde. Ritter, nicht weiter davon!

Konrad. Erlaubt mir immerhin noch einige Worte über diesen Gegenstand, es sind die ersten, und vielleicht die lezten. Das Gelübd' eures

Vaters bestimmet euch dem Kloster! Laßt mich Abschied von euch nehmen, mit der Hoffnung, daß, wenn der Himmel den Sinn eures Vaters noch wenden sollte, euch mein Wiedersehen nicht ganz unangenehm seyn würde.

Adelgunde stand einige Augenblicke schweigend, und schien Thränen zurückzuhalten. Ich schätze euch, Ritter, sagte sie endlich, und wenn euch an der Achtung einer armen Dirne etwas gelegen ist, so könnt ihr der meinigen gewiß seyn.

Konrad. Werdet ihr mir ein Andenken dieser Stunde nicht versagen? Zwar bedarf es keines äußern Zeichens, um euer Bild in mir lebendig zu erhalten, aber ein Andenken aus eurer Hand würde mir doch ewig werth seyn.

Adelgunde. Ich weiß nicht, ob ich etwas besitze, womit ich euch eine Freude machen könnte?

Konrad, Was es seyn mag, das Geringste ist mir wichtig, sobald es von euch kommt.

Adelgunde. Ihr legt viel Werth auf Kleinigkeiten!

Sie sagte dies lächelnd, aber eine Thräne drang unaufhaltbar aus ihren blauen Augen.

Konrad. Zwar besitz ich schon ein Andenken von Euch, aber aus der dritten Hand. Kennt ihr dieses Silberstück?

Adelgunde sah ihn verwundert an, denn sie dachte des gestrigen Vorgangs mit dem Bauernbuben nicht mehr.

Wie, fuhr Konrad fort, ihr entsinnt euch nicht mehr, daß ihr gestern die Thränen eines armen Knaben trocknetet, und einer armen Frau ihr leztes Huhn erkauftet? Ich war im Verborgenen Zeuge dieser Handlung, die euch mein ganzes Wesen gewann, und ich lößte dieses Geld von dem Knaben ein, und würde mich damit noch reich genug dünken, wenn auch das Glück meine ganze übrige Haabe mir entreissen sollte.

Das Fräulein ward roth über und über.

Frau Gertrud, ihre Amme, die bisher der Unterredung ruhig zugehört hatte, verließ izt ihren Spinurocken und trat zu den Beiden.

Kinder, sagte sie, indem sie sich die Augen trocknete, ich will euch ein Wort des Trostes bringen. Ihr seid für einander gemacht, und was Gott einigt, soll der Mensch nicht trennen.

Adelgunde wußte nicht, was sie zu dieser Anrede denken oder sagen sollte. Ritter Konrad bat Frau Gertruden, ihre Meinung zu sagen.

Euer Vater, fuhr sie fort, hat ein Gelübde gethan, euch ins Kloster zu bringen, und dies Gelübde ist ungültig.

Konrad. Wie das?

Frau Gertrud. Weil schon ein älteres Gelübde da ist, welches diesem zweiten geradezu entgegen steht. Erinnert ihr euch denn nicht mehr, Fräulein, was ihr einmal — es mögen nun an die sieben Jahre seyn, denn ihr ward damals gerade eilf alt, was ihr in diesem Gemache der gebe-

nedeiten Jungfrau für ein Versprechen machtet? Hab ich doch oft genug mit Euch darüber gescherzt!

Adelgundens Gesicht überflog ein glühend Roth.

Du willst mich zum besten haben, sagte sie, schweig doch, ich bitte dich.

Fr. Gertrud. Ich werde nicht schweigen, denn ich will euch glücklich machen.

Konrad. Laßt sie immer sprechen, wenn sie auch nur Hoffnung zu geben vermag.

Adelgunde. Gestattet mir, auf einen Augenblick mich zu entfernen, um ein kleines Andenken für euch auszuwählen.

Sie entfernte sich schnell und Frau Gertrud lächelte und sagte:

Die Schamhaftigkeit treibt sie fort, aber die Liebe soll sie schon wieder zurückbringen, — 's mögen, wie gesagt, sieben Jahre seyn, da saßen wir, Fräulein Gundchen, Bertha, des Schloß-

Vogts Hausfrau und ich hier in dieser Stube. Frau Bertha erzählte viel von der verstorbenen Gräfin von Yberg, bei der sie gedient hatte, und unter andern, daß die ersten Kinder der Gräfin sämtlich bald nach der Geburt gestorben seyen, da habe sie gelobt, so oft sie wieder gebähren würde, den Säugling jedesmal nach der lieben Frau im Thale zu tragen, und auf dem Altar der gebenedeiten Jungfrau zu opfern, und von der Zeit des Gelübdes an, welches sie auch treulich erfüllte, seyen alle ihre Kinder, deren sie noch fünf bekommen, frisch und gesund geblieben. Fräulein Gundchen hatte dieser Erzählung aufmerksam zugehört, und auf die Frage, wo sie mit ihren Gedanken wäre, erwiederte sie: Ich habe so eben in meinem Sinn dasselbe Gelübde gethan, wie die Gräfin von Yberg. Diese Rede machte uns herzlich lachen, und wir scherzten lange Zeit darüber.

Konrad. Das könnt' uns vielleicht retten. O wenn es glückte! euch, Frau Gertrud, wollt ich in Seide und Gold kleiden lassen.

Fr. Gertrud. Ei, darum hab ich es wahrlich nicht erzählt. Das Fräulein ist mir ans Herz gewachsen, ich säugte sie, weil ihre Mutter siechte, und ich sezte gern mein Leben an ihr Glück.

Ritter Konrad flog zum alten Luz, und trug ihm die Sache vor. Dieser war Anfangs hoch erfreut, schüttelte aber nach einigem Nachdenken den Kopf und sagte: das Gelübde meines Gundchens war ein kindischer Einfall.

Konrad. Warum lehrtet Ihr sie schon in ihren Kinderjahren beten, wenn ihr nicht glaubtet, daß Gott das Gebet der Unmündigen höre? Mit den Gelübden ist's dasselbe. Ein vernünftiges Gelübde, in der Einfalt des Herzens, aus reiner Absicht gethan, ist dem Himmel angenehm. Euer Gelübd', Ritter, nehmt mir's nicht übel! war weniger rein, als das eurer Tochter. Euer Leben stand auf dem Spiel!

Luz. Ihr habt recht! Die Frau Gertrud will ich in Gold einfassen lassen. Umarme mich!

Du bist mein Sohn, und wohnst künftig auf meiner Burg.

Konrad eilte jezt zu Adelgunden, die Frau Gertrudin so eben kleine, aber im Grunde nicht so ernstlich gemeinte Vorwürfe über ihre Schwazhaftigkeit machte. Hoch röthete sich ihr Gesicht, als der junge Ritter in's Gemach trat, und sie las seine frohe Botschaft in dem hellen Strahl der Freude, der sein Antlitz beleuchtete.

Das Gelübde ist gelößt, sagte er, nun steht es bei euch, ein anderes, aber freilich unauflöslicheres, zu knüpfen.

Adelgunde wußte nicht zu antworten. Sie stand, wie auf glühenden Kohlen.

Fräulein, hob Konrad wieder an, euer Vater hat mir die Erlaubniß gegeben, ihn Vater zu nennen; aber euer Wort muß ich auch haben.

Er hatte ihre Hand ergriffen; ohne daß sie's wollte, drückten sich ihre Finger zwischen die seinigen.

Wenn mein Vater es will, lispelte sie, und barg ihr flammenrothes Gesicht an Frau Gertrudens Busen.

Die gestörte Trauung.

Die schöne Liba saß am Spinnrocken, und schaute manchmal durch das Erkerfenster der Falkenburg hinaus auf den Weg, der aus dem Eichenwald führte. Sie war mit Guntram verlobt, einem jungen Ritter aus der Nachbarschaft, und hing an ihm mit treuer Liebe. Guntram wollte an das Hoflager des Pfalzgrafen ziehen, um dort sein Lehen zu empfangen, und noch vorher von seiner Braut Abschied nehmen. Eine Stunde mochte sie so gesessen haben, als er, auf seinem Grauschimmel, das Thal heraufsprengte. Sie warf in der Freude die Spindel aus der Hand, und wollte ihm entgegeneilen, verwickelte sich aber in das Gespinnst, und ehe sie sich noch losmachen konnte, trat Guntram schon zur Thüre herein. Liba wurde in diesem Augenblick von einer Bangigkeit ergriffen, welche sie nicht zu meistern wußte, und

Guntram hatte Mühe, sie durch Worte und Liebkosungen in etwas zu beruhigen. Er schied, mit dem Versprechen, in vierzehn Tagen wieder bei ihr zu seyn, und trug ihr noch viele Grüße an ihre Mutter auf, die in der Kirche war.

Guntram hatte den festen Vorsatz, sobald als möglich zurückzukommen, denn auf der Falkenburg blieben sein Herz und seine Gedanken zurück; allein es geschah nicht, wie er wünschte und dachte. Der Pfalzgraf wollte eben, als er dort anlangte, eine Gesandtschaft nach Burgund schicken, und wählte unter andern dazu auch Guntram, denn er besaß eine einnehmende Gestalt und adeliche Sitten. Sechs Wochen gingen über der Reise hin, auf dem Heimwege verirrte sich Guntram mit seinen Gefährten in einem dicken Walde, die Nacht brach ein, und der Ritter sah sich zulezt von den Uebrigen getrennt, und mußte den Weg in der Finsterniß und durch das Gestripp auf gut Glück suchen. Endlich vernahm er das Rauschen eines Bachs, und ritt darauf zu. Der

Strom floß einen Hügel vorüber, auf welchem die Warten und Mauern einer alten Burg recht schauerlich sich erhoben. Guntram bat um Einlaß, der ihm auch gewährt wurde, nachdem er seinen Namen genannt hatte. Man führte ihn in ein stattliches Gemach, dessen Wände mit Schildereien behangen waren. Guntram betrachtete aufmerksam diese Bilder, welche mancherley Geschichten vorstellten. Auf dem einen wurde der Grundstein zu einer Kirche gelegt, auf dem andern kämpfte ein Ritter mit einem Haufen von Sarazenen, auf dem dritten vertauschte ein anderer das Schwert mit dem Pilgrimsstab. Ueberhaupt schien das Ganze eine Erzählung von den Hauptbegebnissen des Geschlechts zu enthalten, welchem die Burg gehörte.

Nachdem Herr Guntram den Kreis dieser Darstellungen durchlaufen hatte, bemerkte er in einer Ecke noch ein Gemälde, über welchem ein schwarzer Flor hing. Neugierig zog er den Vorhang weg, und erblickte eine schöne Jungfrau, die an

einem offenen Grabe stand. Sie sah aber recht blühend und lebenslustig aus, und war beschäftigt, ihre langen, blonden Haare zierlich zu ordnen. Guntram wußte die seltsame Vorstellung nicht zu deuten, und zerbrach sich den Kopf darüber. — In diesem Augenblicke trat der Burgherr in das Gemach, und hieß seinen Gast willkommen. Herr Barbo, dies war sein Name, war ein hochbetagter Mann, einem alten Stamme vergleichbar, dessen Blüten und Blätter vor der Zeit gefallen sind, weil ein Wurm das Lebensmark verzehrte. Ueber den einst so lebendigen Strom in seiner Brust war ein erstarrender Frosthauch hingegangen, und er durfte nur die Augen schließen, so hielt man ihn für einen Todten. Gutherzig war er immer gewesen, und er sezte bald alle seine Leute in Bewegung, um dem Fremden die gebührende Ehre zu erweisen. Auch schien er Wohlgefallen an Guntrams Reden und Erzählungen zu finden, und blieb bei ihm sitzen, bis ihn gegen Mitternacht der Schlaf übermannte. Guntram wurde jezt von einem alten Diener auf

ein Schlafgemach geführt. Der Weg dahin ging durch einen langen, öden, schauerlichen Bogengang. Die Fenster waren mit Spinnengeweben überzogen, und beim Schimmer des Lichts schwirrten Fledermäu, hervor, und umkreißten Guntram und seinen Begleiter.

Herr Ritter, fieng der alte Diener an, Ihr werdet glauben, in ein verwünschtes Schloß gerathen zu seyn, wo Zauberer und Unholde spucken. Unser Herr ist ohne Kinder, und seine Gedanken mögen nirgends am Irrdischen mehr fest halten. Seit dreißig Jahren, da seine lezte Tochter, die schöne Erlinde starb, läßt er alles zerfallen, und das Gemach, wohin ich Euch nun bringe, ist das einzige, worin wir einen Gast noch mit Ehren beherbergen können. — Indessen, fuhr der Alte nach einigem Schweigen fort, indessen geschieht es selten, daß ein Fremder bei uns einspricht, und seit fünf Jahren seyd Ihr wieder der Erste. Während dieser Rede waren sie in das Gemach gekommen. Guntram hätte gern von

dem Burgherrn und seinen Schicksalen Näheres erfragen mögen, allein der Alte wich seinen Fragen aus; und als er dem Ritter eine gute Nacht wünschte, fügte er leise hinzu: Herr, wenn Ihr vielleicht die Nacht in der Stube neben an ein kleines Geräusch hört, so laßt euch dies nicht anfechten, macht ein Kreuz, und betet ein Vaterunser.

Mit diesen Worten entfernte er sich, und dem Ritter wurde es fast ein wenig unheimlich zu Muthe, denn er dachte an eine Gespenstererscheinung, und die alte Burg war auch dazu gemacht, eine solche Furcht zu erwecken. Darum befolgte er treulich den guten, frommen Rath des alten Dieners, betete ein Vaterunser, und bekreuzte sich Stirne, Mund und Brust. Auch ließ er die Kerze brennen, und da er sich nicht entschließen konnte, zu Bette zu gehen, so warf er sich in einen Armstuhl. Nicht lange, da däuchte ihm, er höre im Nebengemach leise Fußtritte, und gleich darauf vernahm er in der That den sanft verschwebenden

Gesang einer weiblichen Stimme. Das ist kein gespenstiges Wesen, dachte Herr Guntram bey sich, und der Alte mag wohl hier ein hübsches Mägdlein versteckt haben, welches mir nicht sichtbar werden soll.

Mit diesen Gedanken öffnete er leise sein Gemach, und gieng hinaus, in der Hoffnung, durch das Schlüsselloch erspähen zu können, wer denn eigentlich neben ihm herberge. Die Thüre des Nebengemachs stand halb offen, und eine Lampe brannte auf einem Fußleuchter. Mit Erstaunen sah Guntram eine Jungfrau von der anmuthigsten Gestalt an einem Tische, vor einem Spiegel sitzen. Sie spielte mit ihren langen, blonden Locken, und schien mit großem Wohlgefallen die schönen Züge ihres blühenden Antlitzes zu betrachten. Guntram stand wie eingewurzelt und konnte sich nicht satt sehen an der freundlichen Erscheinung. Mit Mühe versagte er sichs, sie anzureden, allein es däuchte ihm, zu solcher Zeit und an solchem Orte, doch allzuunschicklich, und er

schlich sich endlich wieder auf seine Kammer und warf sich auf's Bett, doch floh ihn der Schlaf; denn vor den Augen seines Gemüths saß noch immer die holde Jungfrau, von deren Gestalt ein Zauber ausgegangen war, der sein Herz umsponnen hatte.

Als sich der alte Diener des Morgens bey Guntram erkundigte, ob ihm die Nacht ruhig vorübergegangen, bejahte es dieser, und verschwieg, was er gesehen. Der Burgherr lud seinen Gast ein, sich einige Tage auf dem Schlosse auszuruhen und der Ritter nahm die Einladung an, obgleich in diesem Augenblick Liba's Bild, wie ein warnender Schutzgeist, an ihm vorüber schwebte. Er brachte den Tag damit hin, die Gelegenheit der Burg und die Umgebung zu besehen. Indem er einen einsamen Pfad zwischen düstern Nadelhölzern hin verfolgte, kam er an eine Kapelle, die wenig besucht schien. Nesseln und Dornen wuchsen ringsum, und durch ein zerbrochenes Fenster streckte ein Ahorn einen seiner Aeste in das Innere, und be-

schattete den halb zerfallenen Altar. Neben dem Altare und an den Wänden der Kapelle befanden sich viele Grabmäler und darunter ein offenes, leeres Grab. Auf dem Grabsteine, der an die Wand gelehnt war, standen die Worte: Bete, Wanderer, damit ich zur Ruhe komme, aber hüte dich vor meinem Anblick. Guntram wußte nicht, was er von der seltsamen Inschrift denken sollte, und ihm kam das mit Flor behangene Bild in's Gedächtniß. Nachgerade überfiel ihn ein kleines Grauen über das Geheimnißvolle in dieser abgelegenen Burg, er dachte jezt auch an seine Liba, und faßte den Vorsatz, seine Reise noch an demselben Abend fortzusetzen. Zum Unglück fand er, bey seiner Rückkehr auf die Burg, den Besitzer nicht zu Hause, und da er nicht ohne Abschied scheiden wollte, mußte er sich's gefallen lassen, noch eine Nacht an dem bedenklichen Orte zuzubringen. Als er sich zur Ruhe begeben wollte, hörte er im Nebenzimmer wieder das vorige Geräusch, und bald darauf erklang ein Lied in so süßen Tönen, daß Guntram sich unwillkührlich zu der hol-

den Sängerin hingerissen fühlte. Die Thür ihres Gemachs stand halb offen, wie gestern, ihre Gestalt aber kam dem Ritter noch schöner vor; sie trug ein leichtes Nachtgewand, welches die schönen Umrisse des blühenden Leibes mehr zeigte, als barg, und ihr Auge schwamm in sehnsüchtiger Schwermuth. Der Ritter mochte sich nicht mehr länger meistern; er trat zu ihr in das Gemach, und stotterte einige Entschuldigungen; sie sah und hörte ihn mit freundlichem Lächeln an, jedoch ohne etwas zu antworten. Auf einige Fragen, die er an sie that, zeigte sie auf eine Schrift, die in den schwarzen Marmortisch, an welchem sie saß, eingegraben war. Die Schrift lautete so:

„Ich muß schweigen, Liebe kann mich binden, Liebe kann mich lösen."

Guntram wurde einen Augenblick nachdenkend — die Jungfrau sah ihn traurig an, aber mit einem Blick, der sein Inneres durchfuhr. Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippe — die Jungfrau ließ geschehen. Er wagte einen Kuß

auf ihre Wangen — da nahm sie einen Ring aus einer Schublade und reichte ihn dem Ritter dar. Im Rausch des Augenblickes steckte ihn dieser an den Finger und riß die Jungfrau ungestüm in seine Arme. Da flatterte ein Käuzchen an's Fenster, und fing gar schauerlich zu schreyen an. Sie machte sich hastig los von dem Ritter, hauchte einen Kuß auf seine Lippe, und verschloß sich in ein Seitengemach.

Dem Ritter wurde es doch jezt fast zu unheimlich zu Muthe, allein der Rausch seiner Sinnen war noch nicht ganz verschwunden, und er warf sich unruhig auf sein Lager. Als er beim ersten Sonnenstrahl erwachte, kehrte auch die Nüchternheit zurück, aber zugleich wandelte ihn eine Beklommenheit an, daß er auf der Burg nicht länger aushalten mochte, sondern nach kurzem Abschied vom Burgherrn, das Weite suchte. Er trieb sein Roß unaufhörlich an, und erst, als die grauen Thürme der Burg seinem Blick entschwunden waren, und er aus dem Wald in's Freye kam, ward es ihm leichter um's Herz.

Auf dem Felde sah er einige Hirten. Er stieg ab, um seinem Rosse einige Rast zu gönnen, gesellte sich zu ihnen, und that eine Fragen nach der grauen Waldburg. Das ist eine gräuliche Geschichte, antwortete einer der Hirten. Der alte Barbo, der noch auf der Burg lebt, hatte eine schöne Tochter, Erlinde genannt. Viele reiche und angesehene Herren warben um ihre Hand, aber sie war eitel und thöricht, und forderte von ihren Liebhabern halsbrechende Dinge. Einige ließen sich darauf ein, und büßten die Verwegenheit mit dem Leben. Darunter war ein Jüngling, untadelich an Gestalt und Sitten, und der einzige Sohn einer betagten Mutter. Diesem hatte sie aufgegeben, in der Wallpurgisnacht, drüben im Königsbann, auf dem Kreuzwege zu stehen, und ihr am andern Tag zu berichten, was er gehört und gesehen. Der junge Rittersmann hielt das für ein Kinderspiel, und begab sich ohne Waffen in den Wald. Aber Tags darauf fand man nur noch einige Stücke von seinem Leichnam. Viele behaupten, die Unholde hätten ihn

getödtet, welche in der Wallpurgisnacht dort ihren Spuck treiben; andere meinen jedoch, er seye von Wölfen zerrissen worden. Die Mutter des Jünglings verfiel über die Trauerbotschaft in Wahnsinn, und fluchte dem Fräulein in ihrer Sterbestunde, und dieser Fluch gieng in Erfüllung. Erlinde erkrankte neun Tage darauf und starb plötzlich. Aber als man sie begraben wollte, und am Grabe den Sarg noch einmal öffnete, da war ihr Leichnam verschwunden. Sie geht jezt noch in der grauen Waldburg um, wie sie leibte und lebte, und sucht die Fremden, die da herbergen, zu bestricken. Wer aber in ihr Netz fällt, der muß sterben nach dreymal neun Tagen, und nur wer ihrer verführerischen Gestalt widersteht, kann sie erlösen und zur Ruhe bringen.

Dem Ritter fiel bei dieser Erzählung eine Felsenlast auf's Herz. Er betrachtete den Ring, den ihm die Jungfrau gegeben, und es rieselte ihm kalt durch Mark und Gebein, als er darauf die Worte las:

Du bist mein!

Die Nacht brach an, und der Weg führte durch einen düstern Föhrenwald. Um die Bäume lag eine Todenstille, und kein Zweiglein regte sich. Guntram ritt eine Weile fort, in der Hoffnung, die Waldherberg zu erreichen, und bald entdeckte er zur Seite, an einem alten Hünengrab, ein Feuer, um welches sich einige Wesen, wie Schattengestalten bewegten. Als er näher kam, gewahrte er drey alte Weiblein, die etwas Seltsames zu treiben schienen. Er hielt sein Roß an, um die Erscheinung zu betrachten.

Das eine Weiblein sang:

Drei Nesseln riß ich ab
Drüben vom Riesengrab!
D'raus spann ich den Faden hier,
Schwesterchen, ich schenk ihn dir.

Da sang die zweite:

Will den Faden in Thränen kochen,
Hab ein Webschiff aus Todenknochen,
Fünf Ellen Leinwand web ich mir,
Die, Schwesterchen, schenk ich dir.

Hierauf antwortete die dritte:

Will nähen draus ein Hemdlein fein,
Will wickeln einen Schläfer drein;
Du Reiter, reit gemach,
Das Hemd ich bring's dir nach.

Guntram wars, als ängstigten ihn böse Träume — unwillkührlich spornte er sein Roß, daß es mit ihm über Hecken und Steine rannte. Keuchend erreichte er die Waldherberge, wo er die Nacht zubrachte.

Des andern Tages, um die Abenddämmerung, langte er an der Falkenburg an, wo seine Verlobte wohnte. Indem er über die Zugbrücke reiten wollte, sah er zwey Männer vor sich hergehen, die einen Sarg trugen. Von unsäglicher Angst ergriffen, rief er ihnen zu, aber sie hatten sich plözlich aus seinen Augen verloren. Er stieg mit wankenden Knieen die Treppe hinauf — Liba flog, mit dem Schrey des Entzückens, in seine Arme. Guntram fragte, wer gestorben sey, und

erwähnte der Männer mit dem Sarge. Ey, sagte Liba lachend, du hast wohl das Brautbett für einen Sarg angesehen. Sie öffnete die Thüre eines Gemachs, und zeigte ihm die Bettstelle, welche so eben gebracht worden war. Guntram schüttelte den Kopf, und seine Beklemmung nahm zu. Er that sich Gewalt an, um heiter zu scheinen, und bat die Geliebte, die Trauung nun nicht länger aufzuschieben. Sie war es zufrieden, und der Tag wurde hiezu bestimmt. Je näher die Stunde kam, je mehr fühlte Guntram sein Herz erleichtert. Es wurden einige Gäste aus der Nachbarschaft geladen, und der Zug erhob sich nach der Kapelle. Der Weg führte über den Burghof. Beim Heraustreten aus dem Thore kam es Guntram vor, als wandle, vor der Braut her, eine verschleierte, weibliche Gestalt, die von einem schwarz gekleideten Ritter geführt ward; da fiel ihm der Sarg wieder ein, und die graue Waldburg, und er hatte nicht den Muth, seine Begleiter zu fragen, wer die Verschleierte sey, die doch früher nicht in dem Saal gegenwärtig

gewesen. Man trat in die Kapelle und zum Altar. — Indem Guntram der Braut seine Rechte reichen wollte, fühlte er eine eiskalte Hand in der seinigen — es war die Hand der Jungfrau von der Waldburg, welche in diesem Augenblick zwischen ihm und Liba stand. Da umhüllte Nacht seine Blicke, die Schauer des Todes durchrieselten sein Gebein, mit einem Schrey des Entsetzens sank er zu Boden, und mußte nach der Burg zurückgebracht werden. Es währte lange, bis er wieder zur Besinnung kam. Er verlangte einen Priester, und nachdem er diesem die Beichte abgelegt hatte, ließ er Liba an sein Lager rufen, und erzählte ihr, was ihm auf der Waldburg begegnete. Sey du jezt der Engel meiner lezten Stunde, fügte er hinzu, und verscheuche mit deinem Gebet das schreckliche Bild, wenn es wieder vor mich treten will.

Liba sank, laut betend auf die Kniee, und Guntram's Antlitz erheiterte sich, und in seine Seele kam der Friede von oben. Er gewann

wieder einige Lebenskraft, und sagte zu Liba: Mir ist's, ich könne weder leben noch sterben, bis du meine Gattin bist.

Die Jungfrau gieng schweigend, und rief den Priester, der ihre Hände in einander legte. Kaum war die heilige Handlung vorüber, da umnachteten die Schatten des Grabes Guntrams Auge — noch einmal streckte er die Hand nach der Geliebten aus — sie sank an seine Brust und seine Seele entfloh.

Liba vertrauerte ihre Tage im Wittwen-Schleier, und folgte bald dem unglücklichen Gatten.

Das Wunder.

Eine Legende.

Unweit des berühmten Mäusethurms, wo der Rhein sich seine Bahn zwischen moosigten Felsen durchbricht, liegen die zerbröckelten Mauern einer alten Burg, von melancholischem Wachholder und Flieder bewachsen. Hier haußte im vierzehnten Jahrhundert Ritter Ado von Falkenburg, ein alter wackerer Kämpe, aber argwöhnisch und abergläubisch. Von seinem achtzehnten bis in's fünfzigste Jahr hatte er sich mit allen Rittern des Gaus herumgebalgt, manchen Dank und manchen tüchtigen Stoß davon getragen; jetzt aber lebte er seit ein paar Jahren zurückgezogen in trüber Stille, überfiel höchstens noch bisweilen einen harmlos vorüberziehenden Kaufmann, beraubte ihn seiner Habe, und theilte seine Beute jedesmal redlich

mit dem Heiligen eines benachbarten Klosters. Er war Wittwer und Vater eines Sohns, Ulrich mit Nahmen, auf den sich der Aberglaube und die mißtrauische Gemüths-Art des Vaters fortgepflanzt hatte, aber nicht seine Tapferkeit. Auch lebte bei ihm auf seiner Burg Fräulein Adelheid von Ostein, die im fünfzehnten Jahre Waise geworden war, und seit drey Jahren unter der Vormundschaft des alten Ado stand. Die Dirne war reich, und darum hatte sie der Ritter seinem Sohn zur Ehegenossin bestimmt; allein Fräulein Adelheid hegte hierüber nicht einerley Sinn mit ihm; der sanften, freundlichen und fröhlichen Jungfrau sagte der finstre, sauertöpfische, langweilige junge Falkenburger so wenig zu, als dem Pfaffen der leere Becher. Einigemale hatte der Alte über diese Sache ein Gespräch mit ihr anfangen wollen, aber sie ihm jedesmal lächelnd erwiedert: Ich bin noch zu jung und zu unerfahren, um von dergleichen Dingen zu hören.

Der alte schüttelte dann gewöhnlich den Kopf,

that einen guten Zug aus dem vollen Humpen, und brummte etwas in seinen Bart.

Eines Tags stand Adelheid mit dem jungen Falkenburger auf dem Söller, und sah die Schiffe auf dem Rhein vorüber fahren, da nahm sich dieser ein Herz, und versuchte es, ihr seine Neigung durch Worte zu erkennen zu geben; denn seine Gebehrdensprache hatte sie bisher nicht verstehen wollen.

Seht Fräulein, fieng er an, wie hier der Storch Reiser auf den Kirchthum trägt, um für sich und sein Weibchen ein Nest zu bauen. — Wer doch auch solch ein Weibchen hätte!

Adelheid. Ihr dürft nur Schlingen legen, nm Euch ein solches zu fangen.

Ulrich. Ein Weibchen, wie ich meine, fängt man nicht in Schlingen. — Wenn Ihr mich ein wenig lieb haben wolltet —

Adelheid. Die Zeit muß die Rosen bringen.

Ulrich. Ihr willigt also ein, meine Hausfrau zu werden?

Adelheid. Eine Dirne von sechszehn Jahren, eine Hausfrau! Wartet wenigstens bis ich älter und klüger geworden bin.

Ulrich. Ihr spottet.

Adelheid. Junkherr, laßt uns aufrichtig seyn, weil ihr denn doch die Sache einmal zur Rede gebracht habt. Wir schicken uns nicht für einander, meine Lustigkeit würde euch in euerm Beten stören. Wenn ich im Garten Rosen pflanzte, würdet ihr sie ausreissen, und Bohnen an die Stelle setzen. Zuletzt müßt' ich wohl gar euern Schatz mit euch hüten, und wie ein Geist Tag und Nacht auf der geschlossenen Truche sitzen.

Ulrich. Ich liebe euch genug, um mich in eure Lustigkeit zu fügen.

Adelheid. Eure Lustigkeit würde mich gräm-

lich machen. Auch muß ich sagen, ich fürchte mich vor den Männern.

Ulrich. Ich wette meinen Schweisfuchs gegen den elendesten Klepper, ihr würdet anders reden, wenn der junge Ritter, der dort heraufsprengt, euch einen solchen Antrag machte.

Adelheid. Kann wohl seyn.

Ulrich. Vielleicht ist er von eurer Bekanntschaft!

Adelheid. Wenn er näher kommt, will ich's euch sagen.

Ein junger Ritter von stattlichem Ansehen und einnehmender Gestalt zog auf einem falben Dänen vorbey. Er ersah das Fräulein auf dem Söller, und grüßte sie ehrerbietig. Adelheid dankte ihm mit freundlicher Verwirrung. Sie hatte sich vorgenommen, dem Fremden freundlich zuzunicken, nm den jungen Falkenburger zu necken, aber der Anblick des schönen Jünglings brachte sie ein

wenig aus ihrer Gedankenreihe, und trieb ihr das Blut in die Wangen. Ulrich biß sich die Lippen, und die Furie Eifersucht stieß ihre brennende Fackel in sein Herz.

Hm, murmelte er tückisch, der Ingelheimer scheint also eine alte Bekanntschaft zu seyn.

Ich sah ihn wirklich zum erstenmale, erwiederte Adelheid, der es lieb war, den Namen des Fremden zu erfahren. Denn darnach zu fragen, würde sie sich gescheut haben.

Das mögt ihr einen andern überreden, brummte Junkherr Ulrich. — Seht, er kehrt wieder um, euer freundlicher Dank hat ihm das Herz warm gemacht.

Wirklich kam der fremde Ritter wieder den Weg zurückgesprengt, und schien von Ferne schon aufmerksame Blicke auf das Fräulein zu heften. Je näher er kam, desto schwieriger wurde sein Pferd, und es fieng an sich zu bäumen.

Adelheiden pochte das Herz, und ein lauter

Angstschrei erstarb auf ihrer Lippe. Der Fremde, der an dem wilden Muthe seines Rosses nur seine Lust zu haben schien, grüßte sie wieder — sie dankte, wußte aber gleich nachher nicht, ob sie gedankt hätte oder nicht.

Hastig verlies Ulrich den Söller. und gieng in den Lindengang hinter der Burg — es kochte in seinem Busen. Ein Dieſtling hüpfte unbesorgt vor ihm her, und schien Futter für seine Jungen zu suchen; der Junkherr ergriff einen Stein, und traf mit sicherem Wurf das arme Thierchen an den Kopf, daß es in seinem Blute liegen blieb. Ha, dachte er in seinem Groll, möchte dieser glückliche Wurf den Ingelheimer getroffen haben!

Der alte Ado fand ihn hier an einen Baum gelehnt, und über tückischen Anschlägen brütend.

Was ist dir durch den Sinn gefahren? fragte er.

Junkherr Ulrich erzählte ihm den Vorgang.

Und meinst du, fragte der Alte, daß die Dirne mit dem Ingelheimer Bekanntschaft habe?

Ulrich. Fast kommt es mir so vor.

Ado. Wie kommen wir der Sache auf den Grund? Es wäre ein verwünschter Streich, wenn uns die gute Beute entgienge.

Ulrich. Wir lassen in Adelheids Namen durch den Hauskaplan ein Briefchen an den Ritter schreiben, worin sie ihn gegen Mitternacht an einen bestimmten Ort bestellt; findet er sich ein, so —

Ado. Sind wir um keine Spanne weiter, als zuvor. Kennt er sie, so kennt er wohl auch ihre Handschrift, merkt Unrath und bleibt weg. Deine Anschläge brauchen alle eine Krücke.

Ulrich. Wißt ihr einen bessern?

Ado. Hm! — Ich zwinge das Mädchen, selbst zu schreiben.

Ulrich. Wird sie's thun?

Ado. Sie muß. —

Sie bestellt ihn vor das Fenster des Hauskaplans, welches auf den Weg geht, wir bleiben während der Zusammenkunft bei ihr in der Stube, damit sie dem Ingelheimer keinen Wink geben könne, und so wird sich aus dem Anfange der Unterredung ergeben, ob sie näher bekannt sind oder nicht.

Ulrich fand diesen Entwurf vortrefflich. Der Alte gieng sogleich zu Adelheiden auf ihre Kammer, wo sie in ihrem Armstuhle saß, die rechte Hand mit dem Strickzeuge, das aber heute gute Weile hatte, im Schoos, mit der Linken den Kopf gestüzt.

Ihr wüßt, hub Herr Ado an, daß euer Vater — der Himmel verleih ihm eine fröhliche Urständ! — mir die schwere Sorg für euer Wohl auf die Seele gebunden hat.

Adelheid sah ihn an, nicht wissend, wohin dieser Eingang führen sollte.

Ado. Ich muß einst dem Himmel Rechenschaft ablegen von der Verwaltung meines Amtes.

Adelheid. Diese Rechnung soll ich euch doch nicht in Ordnung bringen.

Ado. Ihr seyd im Verdacht eines unziemlichen Liebes-Verständnisses mit Heinrich von Ingelheim.

Adelheid. Euer Sohn ist ein Narr.

Ado. Vergeßt nicht, daß ich sein Vater bin.

Adelheid. Ich sehe heute zum erstenmale einen fremden Ritter, höre zum erstenmale seinen Namen, er grüßt mich, ich danke ihm, und dies macht man mir zum Verbrechen.

Ado. Dies nun wohl nicht, aber es ist die Frage, ob nicht ein geheimes Verständniß zwischen euch und dem Fremden obwalte.

Adelheid. Ich will allein seyn.

Ado. Nicht so barsch, Fräulein! Es giebt Mittel, euern Eigensinn zu brechen. Schreibt

sogleich ein Briefchen an den Ingelheimer, worin ihr ihn auf diesen Abend vor das Fenster des Burgpfaffen bestellt. — Schreibt, sag ich!

Adelheid sprang auf: Ach mein Vater, rief sie weinend, wüßtest du, wie man dein hülfloses Kind mißhandelt!

Ado. Er würde euch noch ein wenig unsanfter begegnen.

Sie gieng einigemal mit großen Schritten das Zimmer auf und ab, und schien sich über etwas zu bedenken; hierauf sezte sie sich entschlossen an ihr Tischgen, und schrieb:

An den Ritter Heinrich von Ingelheim.

„Heute gegen Mitternacht erwartet euch am Fenster des Hauskaplans auf Burg Falkenburg, welches nach der Straße zu sieht, und mit Reben umrankt ist,

Adelheid von Ostein.“

Nachdem sie das Briefchen geschrieben hatte, gab sie's dem alten Falkenburg offen, warf sich

schweigend in ihren Armstuhl zurück, und bedeckte sich das Gesicht.

Der Alte — voll Verwunderung über ihre schnelle Willfährigkeit — gieng mit dem Brieschen zu dem Hauspfaffen, um sich selbiges vorlesen zu lassen, und da er es nach seinem Sinne fand, fertigte er sogleich einen vertrauten Knecht damit an den Ingelheimer ab. — Die Mitternacht kam herbey, Adelheid gieng in Begleitung der beiden Falkenburger, an den bestimmten Ort. Ritter Heinrich von Ingelheim, harrte ihrer schon vor dem Fenster. Er schien sich auf den Fall einer Gefahr vorgesehen zu haben, denn er war bewaffnet und seine Rüstung schimmerte im Mondschein.

Adelheid öffnete das Fenster; Heinrich näherte sich. Ich weiß nicht, Fräulein, fieng er an, ob der Brief, den man mir unter euerm Namen brachte, wirklich von eurer Hand kam?

Adelheid — in heftiger Bewegung. Er kam von mir; gezwungen schrieb ich ihn. Ich lebe unter dem Drucke eines Vormundes, der mich an

seinen Sohn als Ehegenoßin fesseln möchte. Euch Ritter, sah ich heute zum erstenmale, und doch beargwöhnten mich meine Zwingherren eines Verständnisses mit euch, und nöthigten mich, das Briefchen an euch zu schreiben. Ich thats mit dem Vorsatze, euch mit meinem Zustande bekannt zu machen. Nehmt meinen Handschuh, und bringt ihn irgend einem deutschen Ritter, der Muths genug besitzt, mich aus den Klauen dieser Unholde zu befreien.

Dann bleibt er mein! rief Heinrich von Ingelheim, indem er den Handschuh von der Erde aufhob. Der Nachrichter zerbreche meine Wappen und mein Schwert vor euern Augen, wenn ich nicht mein Leben an eure Befreiung setze.

Sagts, bestieg sein Roß, welches einer seiner Knechte nicht weit von da hielt, und sprengte davon.

Der junge Falkenburger ballte die Faust voll Ingrimms; der Alte lachte tückisch. Wollen doch

sehen, rief er, wer mir das Recht des Vormunds streitig machen wird! —

Einige Tage giengen hin, die Falkenburger bereiteten sich auf eine Fehde, und harrten der Absage des Ingelheimers.

Fräulein Adelheid saß die meiste Zeit auf ihrem Kämmerlein, und ließ sich von der Gauklerin Fantasey ihren Bilder-Kasten zeigen. Bald erblickte sie darin den jungen Ritter an der Spitze eines Haufens — mit ihrem Handschuh an dem Helm — wie er die Burg aufforderte, bald öffnete er um Mitternacht das Fenster ihres Schlafgemachs, führte sie die Strickleiter hinab, hob sie vor sich auf's Pferd, und jagte mit ihr von dannen.

Unter solchen Träumen schwanden ihr drey lange Tage hin. Am Abend des dritten Tags trat der Burgpfaff zu ihr hinein. Adelheid erschrack. Sie kannte die hinter Scheinheiligkeit versteckte Arglist des schwarzen Herrn, und ihrem

Herzen ahnete Böses; aber dieser hieß sie guter Dinge seyn, zog aus seinem weiten Ermel ein Briefchen hervor, und überreichte es ihr, mit einem geheimnißvollen Lächeln.

Von wem kommt das Briefchen? fragte Adelheid.

Der Pfaff. Von guter Hand.

Sie erbrach es, und erschrack freudig, als sie die Unterschrift — Heinrich von Ingelheim — ersah und folgendes las:

„Fräulein, um euch zu retten, liegen zwey Wege vor mir: Gewalt und List. Ich liebe den leztern nicht, weil man ihn nur zur Zeit der Dunkelheit betreten kann. Allein auf dem ersten sehe ich der Gefahr zu viel für euch. Der Pater Cölestin ist für unsern Vortheil gewonnen; er wird euch sagen, was zu thun ist. Bald, bald wird das Schicksal eures Lebens von euch allein

abhängen. Ich möchte noch so viel sagen, aber ich muß es besser der Zeit überlassen.

Euer Diener und Freund, Heinrich von Ingelheim."

Adelheid sah auf deu Pfaffen und dann wieder auf den Brief.

Soll ich euch sagen, Fräulein! fieng Pater Cölestin an, was jezt in eurer Seele vorgeht? Ihr hegt Mißtrauen gegen mich — doch ich will nicht reden, sondern handeln.

Adelheid. Unterrichtet mich von eurem Plane.

Der Pfaff. Er ist auf den Aberglauben der Falkenburger gebaut. Aber vorsichtig, damit wir nicht zu schanden werden.

Adelheid. Ihr spannt meine Neugierde immer höher, ohne sie zu befriedigen.

Der Pfaff. Diesen Abend bei Tische sagt dem Alten, daß ihr auf Morgen eine Bethfarth

nach der Kapelle der heiligen Genovefa gelobt hättet.

Adelheid. Er wird mich nicht ziehen lassen.

Der Pfaff. Laßt es meine Sorge seyn, seine Bedenklichkeiten aus dem Wege zu räumen.

Adelheid. Und wenn er nun einwilligt?

Der Pfaff. Dann wird der Himmel sich mit einem kleinen Wunder ins Mittel legen und uns zu unserem Zweck verhelfen. Nur vergeßt nicht, der heiligen Genovefa ein jährliches Einkommen von fünf Goldgülden zu geloben, damit sie uns ihren Beistand nicht versage.

Adelheid. Ihr und die lieben Heiligen müßt euch recht gut zusammen verstehen! — Aber laßt mich das weitere eures Plans hören.

Wir werden Zeit genug haben, uns morgen auf dem Wege darüber zu besprechen. Für jezt muß ich euch verlassen, damit kein Lauscher Arg-

wohn schöpfe. Die Falkenburger sind zwar auf der Jagd, aber sie haben noch mancherley Augen und Ohren im Solde.

Der Pfaff gieng, und Adelheid zerbrach sich den Kopf darüber, wie er es wohl einleiten würde, sie zu retten.

Seiner Redlichkeit war freilich nicht über'n Weg zu trauen, wohl aber konnte man sich auf seine Schlangenklugheit verlassen; und diese leztere hatte Herr Heinrich wahrscheinlich durch klingende Ueberredungs-Gründe zu gewinnen gewußt.

Bei Tische eröffnete sie ihr Vorhaben, eine Bethfarth nach der Kapelle der heiligen Genovefa zu machen — doch nicht ohne merkliche Unruhe, denn ihr Herz verabscheute jeden Winkelzug. Der alte Falkenburger stuzte ein wenig, denn bei ihm stand der Verdacht immer auf der Lauer. Habt ihr denn ein Gelübde gethan? fieng der Hauspfaff an.

Ja, erwiederte Adelheid, und zwar erst heute vor dem Bilde der gebenedeiten Jungfrau.

Hier sagte sie die Wahrheit. Im frommen Wahn, dadurch einer Lüge zu entgehen, hatte sie, nachdem der Pfaff sie verlassen hatte, ein solches Gelübde abgelegt.

Ja dann ist's was anders! murmelte Pater Cölestin für sich hin, doch den Anwesenden verständlich genug.

Es war abgespeißt. Der alte Falkenburger zog jezt den Hauskaplan in ein Nebengemach und fieng an:

Meint ihr nicht, daß der Ingelheimer hinter diesem Bethgange stecke?

Der Pfaff. Sollt es kaum glauben. Wo hätte die Dirne Gelegenheit finden sollen, Verabredung mit ihm zu nehmen? Eure Knechte machen ja die ganze Nacht hindurch die Runde um die Burg, und am hellen Tag kann sich ohnehin nichts verdächtiges nähern.

Der Alte. Es scheint mir doch eine Falle zu seyn.

Der Pfaff — als ob er nachgedacht hätte. Wißt ihr, wie? Ich will sie begleiten — die Kapelle ist nicht weit abgelegen, und von meiner Seite wagt es niemand, die Dirne zu entführen. Ich würde einen solchen Frevler mit Bann und Fluch zu Boden schlagen.

Der Alte. Thut das, und ich bin außer Sorge.

Des andern Tags in der dämmernden Frühe zogen Pater Cölestin und Fräulein Adelheid den Weg nach der Kapelle. Der alte Ado, immer mehr vom bösen Geiste des Argwohns umhergetrieben, sah ihnen vom Wartthurme nach, bis sie seinen Augen entschwunden waren, dann ließ er sich seinen Rothschimmel satteln, und ritt in die Gegend umher auf Kundschaft. Nach einigen Stunden kehrte er wieder heim, ließ sich den künstlichen Pokal füllen, den der Urgrosvater im Sarazenen-Kriege einem Unglaubigen abgenommen, rief seinen Ulrich, und berathschlagte sich mit ihm über das sicherste Mittel, Adelheiden ein Jawort

abzulisten. Eben wollte er den Pokal zum drittenmale leeren, als der Hauspfaff halb athemlos zur Thüre hereinstürzte, und die Hände über'm Kopf zusammenschlug.

Bliz und Hagel, schrie der alte Falkenburger! Da hat gewiß Meister Urian sein Spiel getrieben, wie es mir ahnete. — Ist sie entsprungen?

Ach wär's nur das! stöhnte Pater Cölestin, sich verbustend.

Also gar tod! sagte Ulrich, und fieng an, ein Requiem zu heulen.

Der Pfaff. Laßt mich nur erst zu Athem kommen und dann will ich erzählen.

Er sezte sich, that einen guten Zug aus dem Türkenbecher und fieng an:

Wir kamen glücklich nach der Kapelle. Fräulein Adelheid kniete sich zu den Füßen des Altars, ich nahm meinen Platz dicht hinter ihr. Sie betete eine Zeitlang mit großer Inbrunst, dann

hob sie mit lauter Stimme an: Heilige Genovefa du kennst die Zudringlichkeit, womit man mich zwingen will, zu heurathen, ich gelobe dir eine Pfründe von fünf Goldgulden, so du mich so häßlich machen wirst, daß ich jedem Manne ein Abscheu werde. — Ich erschrack. Frevelt nicht mit dem Himmel, sagte ich. Aber ach! kaum war das Wort über meine Zunge, so sank das Fräulein rücklings in meine Arme. Ein langer, krauser Bart, schwarz wie ihr Haupthaar, umquoll ihr Kinn, und bedeckte fast ihr ganzes Gesicht. —

Ado schlug die Hände zusammen, Junkherr Ulrich segnete und kreuzte sich. — Der Hauspfaff fuhr fort:

Die Unglückliche lag in Ohnmacht. Ich legte sie sanft an die Erde, holte eine Handvoll Weihwasser, und besprengte sie damit. Endlich gelang es mir, sie in's Leben zurück zu bringen. Aber ach! der Schreck hatte sie an die Grenze des Wahnsinns gebracht; sie sprach keine Sylbe mehr,

furchtbar rollte ihr großes Auge, und bisweilen fiel eine Thräne in den schwarzen Bart herab.

Seht, sagte ich, die Folgen eures Frevels. Ihr habt den Himmel heraus gefordert, und nun bleibt euch nichts mehr übrig, als seinen Zorn zu tragen, in Demuth und Ergebung.

Ich richtete sie auf, sie hieng sich an meinen Arm, wie eine Leiche, und so schleppte ich sie hierher.

Da standen Herr Ado und Junkherr Ulrich, wie verfelst vom Anblick des Medusenkopfs.

Die Thüre des Gemachs öffnete sich und herein kam Fräulein Adelheid. Junkherr Ulrich warf sich auf den Boden, und betete ein Vater-Unser, der Alte stand noch immer bewegungslos.

Die Jugendblüthe des schönen Mädchens schien von einem plözlichen Sturm verwüstet worden. Ihre Lippe war blaß, trüb' ihr Auge, der fürchterliche Bart floß bis auf den Gürtel, ihre Locken hiengen unordentlich um Gesicht und Schulter.

Langsam gieng sie quer durch das Gemach in ein Nebenzimmer und schloß hinter sich die Thüre.

Gebt mir einen Rath, ehrwürdiger Herr, stammelte jezt der alte Falkenburger, mit ängstlicher Stimme.

Ach, rief Junkherr Ulrich, laßt die Dirne gehen, wohin sie will. Das Strafgericht des Himmels könnte auch uns treffen.

Mein Rath wäre, fieng der Pfaff nach einigem Besinnen an, ihr schickt das Fräulein in aller Stille zu dem alten Kunz von Ehrenstein, der ein weitläuftigter Vetter von ihrer Mutter ist. Mag es denn kommen, wie es will, ihr wascht eure Hände in Unschuld.

Ritter Ado stand einige Augenblicke unentschlossen. Er hatte sich an die reitzende Aussicht auf des Fräuleins reiche Erbschaft so sehr gewöhnt, daß es ihm schwer fiel, sich nun auf einmal davon zu trennen für immer. Der schlaue Mönch durchschauete ihn, er fieng an:

Ahnete mir doch nichts Gutes, da wir diesen Morgen aus der Burg zogen. Eine Eule flog aus dem alten Gemäuer dort drüben und schwirrte dreimal um unsere Häupter; auch kam mir's gestern vor, als säh ich in der Hauskapelle einen blassen Schein und ein Getöse, wie wenn man einen Sarg in's Grab läßt.

Junkherr Ulrich zähnklapperte bei dieser Nachricht, und dem alten Ado selbst lief's kalt über'n Rücken.

Sie mag in Gottes Namen ziehen, sagte er.

Und diese Nacht noch, fiel Ulrich ein. Ach die Eule und der Sarg werden mich um meinen Schlaf bringen für immer.

Wirklich wurde Fräulein Adelheid noch denselben Abend in Begleitung einiger Reisigen nach der Burg Ehrenstein geschickt. Ritter Heinrich, den der Pfaff durch ein Handbrieflein von seinem Entwurf unterrichtet hatte, war schon früher daselbst angelangt, und hatte dem alten Otto von Ehren-

stein die Begebenheit treulich erzählt. Dieser, ein lustiger Kumpan, fand den Spaß königlich und nicht mit Geld zu bezahlen. — Wollt ihr meine Baase haben, sagte er, und — was die Hauptsache ist, will sie euch haben, so sollt ihr bei mir getrauet werden. Aber den Wunderbart bitt ich mir aus, ich will ihn dem Falkenburger als ein Angebinde zu seinem Namens-Tage übersenden.

Ritter Heinrich und Fräulein Adelheid wurden wirklich ein Paar. Der wunderthätige Bart wurde nach langen Jahren in einem Mönchskloster als kostbare Reliquie aufbewahrt, und den Lahmen und Blinden zur Verehrung ausgesezt.

Das Windspiel.

In einem wilden, einsamen Thale des Schwarzwaldes sieht man noch die Ruinen der alten Burg Scharfenstein. Längst erloschen ist der Name dieses Geschlechts, und von seinem schauerlichen Untergang hat sich folgende Sage erhalten.

Diether von Scharfenstein hatte die schöne und fromme Agnes von Staufen zur Hausfrau gewählt. Die Heftigkeit seiner ersten Liebe verlor sich aber bald in eine merkliche Kälte. Eine Zeitlang that er sich noch Gewalt an, und wenn er den stillen Kummer seiner Gattin sah, und das freundliche Lächeln, womit sie denselben zu verbergen suchte, wurde er oft wirklich gerührt, und schloß sie in seine Arme; aber sein Herz blieb eine todte Asche, kein lebendiger Funke konnte mehr daraus erweckt werden.

Agnes hatte, aus Mitleid, eine edle Jungfrau zu sich genommen, die Rotlinde hieß, und eine arme Weise war. An Schönheit mochte sie sich mit Agnes nicht vergleichen, aber sie besaß gar viel Einnehmendes in ihrem Wesen, und ihre lebhafte Gemüthsart und ihre frische blühende Farbe gewannen gar bald Diethers Neigung. Das Mägdlein kam ihm anfangs auf halbem Weg entgegen, allein sie zog sich zurück, sobald er zudringlicher wurde. Durch dieses leichtfertige Spiel fachte sie seine Leidenschaft zur wilden verzehrenden Flamme an, und da er das einzige Hinderniß seines Glücks in seiner Hausfrau zu finden meinte, so wurde er gegen diese jeden Tag mürrischer und härter, und sie durfte sich keines freundlichen Wortes oder Blickes von ihm erfreuen.

Agnes duldete und schwieg. Auch fand sich niemand auf Diethers Burg, dem sie ihr Leid hätte klagen mögen, und da sie fromm war, und Gott vertraute, so stellte sie diesem ihr Schicksal heim, und ihr Gebet und ihre Thränen erweckten ihr Muth und Hoffnung.

Unter den Leuten des Ritters war ein junger Edelknecht, Gerholt mit Nahmen, der Agnesens Schmerz und hohe Ergebung gar wohl erkannte, und tiefes Mitleid hegte mit ihrer Lage. Das Hausgesind, dem die Abneigung des Ritters nicht verborgen blieb, fieng nun auch an, sie zu vernachlässigen, und ob sie gleich gewohnt war, da zu bitten, wo sie hätte befehlen können, so wurde doch wenig mehr auf ihren Willen geachtet. Gerholt, der dieses alles wahrnahm, zürnte und grämte sich heimlich darob, und erzeigte Agnesen die größte Aufmerksamkeit, und leistete ihr häufig die Dienste, die das Hausgesinde ihr versagte. Während sie der Messe beiwohnte, stellte er, die schöne Jahrszeit über, täglich ein Gefäß mit den schönsten wohlriechenden Blumen auf ihren Tisch, und trug ihr die Speisen auf's Gemach, denn sie vermied mit ihrem Eheherrn an einen Tisch zu gehen, weil sie wußte, daß ihm ihr Anblick nur widerwärtig sey.

Gerholts Mitleid war schon Liebe, noch bevor er es ahnen mochte; aber diese Liebe war rein und ohne Beymischung eines sträflichen Verlangens. Agnes kam ihm fast vor, wie eine Heilige, und wenn ihm später das Geheimniß seiner Brust auch nicht mehr verborgen blieb, so erlaubte er sich doch keinen andern Wunsch, als daß sie einst im Lande der Seligen ihm angehören möchte.

Zwischen Diether und Rotlinden war es indeß zu einem Verständniß gekommen, welches nicht lange geheim bleiben konnte. Sie gewann bald über den trotzigen Ritter eine Gewalt, deren sie kein Hehl hatte, und von dem Gesinde wurden ihre Befehle höher geachtet, als die des Burgherrn. Auf ihr Anstiften mußte die arme Agnes ihre bisherige Wohnung verlassen, und ein altes, zum Theil zerfallenes Nebengebäude beziehen, wo der Regen durch die Decke herab träufelte und der Wind durch die zerbrochenen Fensterscheiben pfiff. Agnes ertrug alles Leiden mit einer himmlischen Geduld, und aus ihrem Antlitz leuchtete eine Ru-

he, die Rotlinden unbegreiflich vorkam. Sie fieng an zu fürchten, Diethers Herz möchte dadurch gerührt und zulezt von ihr abgewendet werden, und ließ ihrer Wohlthäterin sagen: Sie sollte sich entschließen, in ein Kloster zu gehen, oder viel Schlimmes gewärtigen.

Agnes erschrack ob dieser Worte, und wurde für ihr Leben besorgt. Sie entfloh noch in selbiger Nacht mit einer treuen Magd. Auch folgte ihr ein Windspiel, welches sie auferzogen hatte, und das bisher der Gefährte ihrer Einsamkeit gewesen war.

Als am andern Morgen Agnesens Flucht auf der Burg ruchbar wurde, entstand mancherley Gerede. Im Herzen gab fast ein jeder dem Ritter Unrecht, aber nur wenige hatten die Keckheit, ihre Meinung zu sagen. Rotlinde war außer sich vor Wuth. Sie hatte sich geschmeichelt, Agnes würde in ein Kloster gehen, und ihr alsdann der Ritter seine Hand geben können; allein dieses plötzliche Verschwinden zeigte offenbar ein anderes Vorhaben an.

Niemand war von dem Schicksal der unglücklichen Agnes tiefer ergriffen, als Gerholt. In der quälenden Angst um sie erkannte er die Gewalt seiner Liebe. Gerne wäre er ihr nachgeeilt, um sie in jeder Gefahr zu schützen; allein er durfte es nicht wagen, ohne sie der größten Gefahr auszusetzen. Er gieng auf ihre Gemächer, welche sie bewohnt hatte, wo ihr Bild in hundert Gestalten vor ihn trat, wo ihm jedes ärmliche Geräthe durch sie geweiht erschien, wo sie geduldet, geweint, gebetet hatte. Ach, seufzte er, wie gerne wollt ich auf alles in der Welt verzichten, wenn ich hier in diesem kleinen abgeschiedenen Raume mit ihr leben dürfte! Er hing lange diesem freundlichen Traume nach, aber zulezt gewann die Pein über ihren Verlust, und die Angst um ihre Sicherheit wieder die Oberhand in seinem Gemüthe, er wußte nicht, wo er Rast und Ruhe finden sollte.

Gegen Abend wandelte er gedankenvoll aus dem Burgthor, da sprang plötzlich Agnesens Windspiel an ihm hinauf. Er schrack freudig zusam-

men, denn er glaubte sie in der Nähe, aber so weit er auch das Auge schweifen ließ, war nichts von ihr zu entdecken. Auch zeigte das Thier bey aller Freundlichkeit, womit es ihn begrüßt hatte, etwas unstetes und schüchternes, und verlor sich nach wenigen Augenblicken in die Burg. Gerholt wußte nicht, wie er die sonderbare Erscheinung deuten sollte. Agnes mußte todt seyn, weil sonst das Windspiel sie nicht verlassen haben würde. Aber es hatte doch weder gewinselt, noch sich sonst kläglich gebehrdet! Ha, rief er nach einigem Nachsinnen, es hat seine Gebieterin im Unglück verlassen, das Thier hat die Untreue von den Menschen gelernt! Sein Herz war jezt mit Bitterkeit erfüllt, und er beschloß, ob er gleich noch nicht wehrhaft gemacht war, zu seinem Vater zurückzukehren, und mit dessen Bewilligung in den Krieg zu ziehen. Dieses Vorhaben beschäftigte ihn den größten Theil der Nacht über, und als kaum der Morgen graute, raffte er sich vom Lager auf, und trat an's Fenster. Das Burgthor wurde eben geöffnet, und in diesem Augenblick lief das

Windspiel wieder herein, und über den Hof nach dem Frauenhause, wo die Küche war. Gleich darauf kam es mit einem Brod im Munde zurück, und rannte stracks zur Pforte hinaus. Gerholt eilte nach, voll seltsamer Ahndungen. Als er aber in's Freye kam, war keine Spur von dem Thiere zu entdecken. Er erschöpfte sich in allerley Muthmaßungen, und beschloß, aufzumerken, ob es wieder kommen würde. Aber umsonst stand er den ganzen Tag über auf der Lauer; die Sonne neigte sich bereits, und kein Windspiel ließ sich sehen. Gerholt streifte, düster und in sich gekehrt, über die Haide hinaus nach dem Saume des nahen Gebirgs hin, die Augen auf den Boden geheftet, da vernahm er auf einmal das Gebell eines Hundes, und aus dem Walde heraus sprang das Windspiel auf ihn zu, wollte aber augenblicklich den Weg nach der Burg fortsetzen. Gerholt hielt es durch Schmeicheln und Streicheln zurück, und deutete nach dem Forste hin. Der Hund schien ihn zu verstehen, und lief fröhlich vor ihm her. Der Weg, welchen er den Jüngling führte, war rauh

und ungebahnt, und Gerholt mochte kaum eine Stunde weit gegangen seyn, als die Dunkelheit der Nacht die Gegenstände umher kaum mehr unterscheiden ließ. Er befand sich jezt am Fuße einer schroffen, nackten Bergwand, an welcher das Windspiel hinaufzuklettern anfieng, und besann sich einige Augenblicke, ob er ihm noch weiter folgen sollte. Die Hoffnung, Agnesen zu finden, verscheuchte bald jede Bedenklichkeit, und ohne der Mühe und Gefahren des Weges zu achten, erstieg er den Gipfel des Berges in dem Augenblick, als eben der Mond aufgieng und die schweigende Wildniß beleuchtete. Tief unter sich erblickte er jezt ein enges mit finstern Tannen bewachsenes Thal, durch dessen Krümmungen sich ein klarer Bach gar anmuthig im Mondlicht hinschlängelte. Ein wenig betretener Fußsteig führte in das Thal hinab, wohin das Windspiel in fröhlichen Sprüngen seinen Weg nahm. Gerholt folgte seinem Führer bis fast in die Tiefe. Da fiel ihm aber ein, daß die Frauen, wenn sie sich in diesem Zufluchtsort befänden, durch die plötzliche Erschei-

nung eines Menschen, der ihnen im Augenblick unbekannt war, in Schreck und Angst versezt werden müßten, und er beschloß, seine Gegenwart Agnesen auf eine minder schreckhafte Weise kund zu thun. Er sezte sich auf einen Stein und sang folgendes Lied, welches sie ehemals auf der Burg oft und gern von ihm gehört hatte:

Junge, schöne Hirtenmaid,
Bist wohl nicht bey uns geboren?
Gehst so einsam auf der Haid,
Hast wohl deine Heerd verloren?

Meine Lämmlein, weiß wie Schnee,
Weiden dort am Himmelbogen.
Jüngling deiner Sehnsucht Weh
Hat mich zu dir hergezogen.

Schöne Maid, ich geh mit dir,
Aus der Heimath, ohne Grämen.
Doch von meiner Habe hier,
Sprich, was darf ich mit mir nehmen?

Nur den frommen, treuen Sinn,
Alles andere mußt verlassen!
Bringst du Irrdisches dorthin,
Müssen alle Stern' erblassen.

Er hatte kaum das Lied geendet, als er unter den Bäumen im Thal eine Gestalt hervor treten sah, die er für Agnes hielt. Ich bin Gerholt, fürchtet euch nicht, edle Frau, rief der Jüngling, und eilte hinab. Gott Lob, daß du es bist, sagte Agnes, mit noch zitternder Stimme, indem er ihr näher kam.

Er erzählte nun, wie ihm das Windspiel den Weg zu ihr gezeigt. Diesem treuen Thier, sagte Agnes, verdanken wir unsere Nahrung, denn die Wildniß hier bietet nicht einmal genießbare Wurzeln und Kräuter dar. Er holt uns Brod von der Burg, allein dies reicht nicht hin für unsern Unterhalt, und sezt uns zugleich der Gefahr einer Entdeckung aus. In ein Kloster kann ich nicht gehen, denn ich würde das Gelübde gezwungen ablegen, und Gott durch einen Eid beleidigen, der nicht aus meinem Herzen käme. Ach, seufzte Gerholt, Rath weiß ich nicht, aber mein Arm und mein Leben sind zu euren Diensten.

Agnes wurde durch den Edelmuth des Jüng=

lings tief gerührt, sie hob ihr thränendes Auge empor, und schien dem Himmel zu danken, daß er ihr wenigstens einen Freund gelassen. Sie theilte hierauf Gerholten ihren Entschluß mit. Einige Meilen von da, im Einsiedlerthale lebten einige fromme Frauen als Einsiedlerinnen, zwar nach einer gemeinsamen Vorschrift, aber durch kein Gelübde gebunden. Dorthin wollte sie mit ihrer treuen Magd ziehen, doch sollte sich Gerholt erst bei den Frauen erkundigen, ob man sie aufnehmen wolle und könne.

Da jeder Augenblick Gefahr bringen konnte, so machte sich der Jüngling alsbald nach dem Einsiedlerthale auf, und erreichte es am frühen Morgen, nachdem er unterwegs, von Müdigkeit überwältigt, einige Stunden unter einem Baume geschlafen hatte. Die Vorsteherin hörte freundlich seine Botschaft, und willigte mit Herzlichkeit in sein Begehren. Sie sezte ihm von den Früchten ihres Gartens vor, der sich zwischen einem kleinen Waldbach und den friedlichen Zellen hinzog, und

nachdem er sich erquickt und ausgerastet hatte, kehrte er auf dem Wege zurück, welchen er gekommen war. Die Sonne sank bereits hinter die Tannenberge, als er in das Thal trat und sich der Höhle näherte, wo Agnes ihren Zufluchtsort hatte. Er vernahm das Gewinsel eines Hundes, und bald darauf das Wimmern einer Menschen-Stimme. Eine schreckliche Ahndung durchschauderte sein Herz — er verdoppelte seine Schritte, und sah jezt das Windspiel, welches am Eingang der Höhle, mit Stricken an einen Baum gebunden war, und bey seinem Anblick ein furchtbares Geheul erhob. Er eilte in die Höhle und fand Agnesens treue Magd auf den Boden hingestreckt, und an Händen und Füßen gebunden. Gerholts Blut gerann zu Eis. Um Gottes Willen, rief er, was ist vorgefallen? wo ist Agnes?

Die Magd vermochte Anfangs nur unzusammenhängende Worte hervorzubringen; Gerholt zerschnitt mit seinem Schwert ihre Stricke, und sie gewann allmählig so viel Besonnenheit, um den

Vorgang erzählen zu können. Vier verkappte Knechte hatten bald nach Mittag die Höhle überfallen, die beiden Frauen gebunden, und Agnes mit sich fortgeschleppt. Das Windspiel vertheidigte seine Gebieterinn mit Wuth, und verwundete zwey von den Räubern, die es darum tödten wollten, aber ein dritter, welcher der Anführer der übrigen schien, gebot, es bey Leben zu lassen, und an einen Baum zu binden. Die Treue des Thiers gefiel ihm, und er wollte es bey seiner Rückkehr mitnehmen, und an sich gewöhnen. Ach, sezte die Magd hinzu, sie werden wiederkommen und mich tödten oder in's Burgverlies schleppen.

Auf Gerholts Frage, welchen Weg die Knechte genommen, wußte die Magd keinen Bescheid zu geben. Das Windspiel fieng auf's neue zu winseln an. Dich hätte ich beinahe vergessen, sagte Gerholt, indem er es frey machte, und am Ende bist du der beste Kundschafter, den ich finden kann. Er wollte sich hastig auf dem Wege entfernen, den ihm der Hund zeigen würde, aber die Magd

erhob ihre flehenden Hände und beschwor ihn, sie doch nicht einem schrecklichen Schicksale preis zu geben. Ich kann dich nicht ohne Hülfe lassen, antwortete der Jüngling, und doch fordert mein Geschäft die größte Eile. — Nach kurzem Nachsinnen fiel ihm ein, daß eine Stunde von dem Thal eine Mühle liege, dahin beschloß er die Magd einstweilen zu bringen, und sie dort zu verbergen.

Die Leute auf der Mühle schienen durchaus ehrlich und gutherzig. Sie zeigten die größte Bereitwilligkeit, der unglücklichen Magd Schutz zu geben, und versicherten, fremde Knechte würden es nicht wagen, Feindseligkeit hier auszuüben, da die Mühle einem Kloster gehöre, und im Bann desselben liege.

Von Agnes und ihren Räubern konnten der Müller und seine Familie keine Auskunft geben. Was gilt's, sagte der alte Vater, die Schnapphähne haben ihre Beute nach der alten Römerburg, drüben am Heidenberg in Sicherheit gebracht. Gerholt erinnerte sich dieser Burg, von

welcher nur noch ein Thurm übrig war. Der Sage nach haußten Berggeister darin, und niemand wagte sich leicht in die Gegend. Er ließ sich von dem Müller den nächsten Weg dahin angeben, und verließ die Mühle mit verdoppelten Schritten. Gegen Abend erhob sich ein fürchterlicher Sturm, schwarze Nacht hieng vom Himmel herab, und durch den alten Forst drang ein Geheul und Geächze wie von tausend Geisterstimmen. Gerholt verlor den Pfad, und das Windspiel drängte sich zaghaft und winselnd an ihn an, und hinderte ihn oft am Gehen. Der Orkan hatte bald ausgetobt, aber es folgte ein schrecklicher Regenguß, und Gerholt mußte Schutz unter einer Tanne suchen. Mit quälender Ungeduld zählte er die kostbaren Augenblicke, hob die Hände empor, und flehte zu Gott, daß er seinem guten Werke Beistand schenken möge. Sein Gebet schien Erhörung zu finden, der Regen ließ nach, der Himmel klärte sich auf, und die Sterne traten hervor, denn die Nacht war unterdessen hereingebrochen. Gerholt wußte nicht, wohin er sich wenden

sollte, aber er dachte in seinem frommen Sinn: Wenn der Herr will, daß ich sie rette, so wird er mich auch führen, und schlug den Weg zur Rechten ein. Bald wurde er gewahr, daß ihn dieser aus dem Gebirg in die Ebene führe, und indem er aus einer Schlucht hervortrat, erblickte er in geringer Entfernung auf einem Hügel eine Kapelle, die mit einer Mauer umgeben war, und neben der Kapelle den Schimmer eines Lichtes. Er gieng darauf zu, in Hoffnung jemand zu treffen, der ihm Auskunft über die Gegend würde geben können.

Beim Eingang durch das zerfallene Thor, neben welchem ein steinernes Kreutz sich erhob, sah er, daß er sich auf einem Kirchhof befand, die Gräber waren meist eingesunken und mit Unkraut und Dornen überwachsen. Neben der Kapelle war ein Mann beschäftiget, beim Schein einer Laterne, die auf einem umgestürzten Grabmahle stand, ein Grab zu graben. Dem Jünglinge kam diese Arbeit zu nächtlicher Zeit seltsam vor. Er gieng

zu dem Manne und fragte ihn, für wen das Grab sey? Ohne Zweifel für einen müden Leib, antwortete der Mann.

Gerholt. Der Kirchhof sieht aus, als ob er seit langem nicht mehr gebraucht würde?

Der Mann. Er gehörte zwey benachbarten Dörfern, die seit fünfzig Jahren zerstört sind.

Gerholt. Du bist also hergekommen, um die Todten zu berauben?

Der Mann. Nein, Herr, das wäre Gottesraub, und ich würde fürchten, daß sie alle dort im Beinhause neben der Kapelle sich regten, und mir die ruchlose That gesegneten.

Gerholt. Aber wer soll hier begraben werden?

Der Mann, der eben mit dem Grabe fertig wurde, lehnte sich auf seine Schaufel, trocknete den Schweiß von der Stirne, und erzählte: Er sey ein armer Köhler, und wohne eine halbe Stun-

de von da, am Eingang des Forstes. Gegen Abend sey ein fremder Knecht zu ihm gekommen, und habe ihn geheißen, ein Grabscheit zu nehmen, und ihm zu folgen. Er habe ihn hierauf nach dem verlassenen Friedhof geführt, und ihm befohlen, hier ein Grab zu machen.

Und wo ist der Knecht? fragte Gerholt, indem eine schauerliche Ahndung seine Seele erschreckte. Vor wenigen Augenblicken gieng er fort, antwortete der Köhler, nachdem er mir ein Silberstück zur Belohnung gegeben, und mir zugleich geboten hatte, mich, wenn das Grab vollends fertig seyn würde, alsbald zu entfernen, aber mein Grabscheit da zu lassen, und so mir mein Leben lieb sey, keinem Menschen etwas von der Sache zu entdecken. „Ach!" sezte er tief seufzend hinzu, „es ist wohl ein Erschlagener, dessen Leichnam hier verborgen werden soll! Aber die Sterne sehen es, wenn ich auch schweige. Gute Nacht, Herr!" Mit diesen Worten eilte der Köhler von hinnen. Gerholt zweifelte nun nicht mehr, daß es Agne-

Staats-
Bibliothek
Bamberg

sens blutiger Leichnam sey, wrlchen man hier heimlich beerdigen wolle, und Schmertz und Wuth tobten furchtbar in seinem Innern. Kommt nur, rief er, indem er das Schwert zog, und es gegen Himmel hob, kommt nur her, ihr Mörder, ich will Gericht halten über euch, hier auf der Asche der Todten und im Angesicht des Richters dort oben! So stand er eine Weile, und starrte düster in die Nacht hin, da drehte sich das Windspiel gegen das Thor des Kirchhofs, und fing zu murren an. Den Jüngling durchzuckte es, wie ein Blitz, er besänftigte den Hund, ergriff ihn am Halsband, und führte ihn mit sich hinter die Kapelle.

Man hörte Fußtritte, die immer näher kamen, Gerholt schaute vorsichtig hinter einem Pfeïler hervor. Zum Thore herein traten vier Männer, die eine Bahre trugen. Sie sprachen einige Worte, die er nicht verstehen konnte, aber zugleich kam ihm vor, als vernähme er ein tiefes hohles Gestöne.

Die Männer waren jezt, auf der andern Seite der Kapelle, zu dem Grabe gekommen, und eine weibliche Stimme rief mit herzzerreißendem Tone: Gott im Himmel, ihr werdet mich doch nicht lebendig begraben wollen.

Wüthend riß sich das Windspiel aus Gerholts Hand los, wüthend stürzte er ihm nach, mit gezücktem Schwerte. Die Knechte standen im ersten Augenblick wie versteint von den Schrecknissen des Gerichts — ihre Füße schienen in der Erde zu wurzeln, als aber der erste von Gerholts Streichen fiel, und der zweite fürchterlich unter den Zähnen des Windspiels schrie, da ergriffen die beiden andern die Flucht.

Agnes saß auf der Bahre, an Händen und Füßen gebunden. Gottlob, ihr seyd gerettet, rief der Jüngling, und lößte ihre Bande. Du Gerholt, stammelte sie, und sank ohnmächtig in seine Arme. — Vater im Himmel, schrie der Jüngling im Weh der Verzweiflung, und preßte sie an

seine Brust, und legte seine glühenden Lippen an ihre kalten Wangen.

Agnes kam bald wieder zu sich, sie konnte weinen und beten. Der Knecht, den das Windspiel noch immer festhielt, flehte gar jämmerlich, ihn doch von dem grimmigen Thiere zu befreien. Man hat euch zur ruchlosen That gedungen, zürnte ihm Gerholt entgegen.

Wir sind Knechte Diethers von Scharfenstein, erwiederte der Elende, und alles geschah auf Befehl unsers Herrn und seiner Diener. Ha, und lebendig sollte sie in die Erde gescharrt werden, rief der Jüngling. — Es war der Rath unsers Anführers, antwortete der Knecht, denn er fürchtete, Spuren von Blut möchten die That verrathen. Agnes verhüllte sich das Antlitz bei dieser Rede, und Gerholt schwur blutige Vergeltung auszuüben. — Laß dem dort oben die Rache, stöhnte Agnes, mit fast erloschener Stimme, und vollende vielmehr das Werk meiner Rettung, wir können ja hier nicht bleiben.

Gerholt wußte nicht gleich, wohin er Agnes bringen sollte, denn sie war fast unvermögend, nur einige Schritte weit zu gehen, da fiel ihm der Köhler ein. Er machte das Windspiel von dem Knechte los, und befahl diesem, die Laterne zu nehmen, welche der Köhler zurückgelassen hatte, und ihm nach der Hütte desselben voran zu leuchten; der Knecht gehorchte zitternd. Agnes legte ihr Haupt auf die Schulter des Jünglings, mit der Linken umschlang er die arme Geängstigte, und so wankte sie langsam auf dem holperichten Wege hin.

Gerholt mußte öfters stille stehen, und ihr Zeit lassen, neue Kräfte zu sammeln. An einem Felsenbrünnlein ruhten sie eine Weile. Agnes verlangte einen Trunk Wasser, da es aber an einem Gefäß gebrach, schöpfte der Jüngling das Wasser mit der hohlen Hand, und sie schlürfte es dankbar. Während sie an dem Brünnlein saßen, trat ein bewehrter Mann aus dem Walde hervor. — Agnes schrack zusammen bei seinem Anblick. Ger-

holt beschwor sie, ruhig zu seyn. Gott ist mit der Unschuld, sagte er, hat er's uns nicht erst in dieser Stunde bewiesen? — Der Mann kam näher, sein Gesicht war verhüllt; einen Augenblick betrachtete er Gerholt und Agnes, deren Gestalten von der Laterne beleuchtet wurden, und gieng dann plötzlich auf den Jüngling zu, und ergriff seine Hand: Gerholt du hier, und ist dies nicht deine Burgfrau? fragte er.

Mein Vater! rief Gerholt, mein Vater! o dich führt Gott hieher! Der Alte fragte und der Jüngling erzählte nun, was sich zugetragen. Edle Frau, sagte der alte Rodland, so hieß Gerholts Vater, Edle Frau, Ihr müßt's Euch jezt einige Tage auf meinem Hofe gefallen lassen; das Herrenhaus ist zwar nur klein, wie's sich für einen armen Rittersmann ziemt, dessen Voraltern zu freygebig gegen Klöster waren, aber es soll Euch weder an Bequemlichkeit, noch an freundlichen Gesichtern fehlen.

Gerholt äußerte einige Bedenklichkeiten, denn

er meynte, Frau Agnes würde dort Gefahr lau-
fen; aber der Alte hieß ihn desfalls ohne Sorge
seyn, und fügte hinzu, sie würden bei der nahen
Köhlerhütte einen seiner Knechte mit zwei Pferden
finden, dieser sollten Agnes und sein Sohn sich
bedienen, und darauf nach Rodland reiten. Dem
Knechte Diethers aber befahl er mit kurzen, stren-
gen Worten, ihm zu folgen. Gerholt hätte gerne
gewußt, wohin sein Vater in später Nacht gehe,
und warum er den Knecht mit sich nehme, aber
da er die Frage thun wollte, war der Alte schon
seitwärts hinter den Felsen verschwunden.

Gerholt und Agnes erreichten bald die Hütte,
wo sie eine recht herzliche Aufnahme, aber eine
gar sparsame Bewirthung fanden. Frau Agnes
war so entkräftet, daß sie der Ruhe bedurfte, auch
Gerholts Kräfte waren sehr erschöpft, und erst
mit Tages Anbruch setzten die Wanderer ihren
Weg auf Rodlands Rossen fort, und erreichten
den Hof noch vor Mittag. Der Alte langte fast
zu gleicher Zeit mit ihnen an. Gerholt hatte eine

Menge Fragen auf dem Herzen; aber sein Vater nahm ihn alsbald bei Seite, und befahl ihm, sogleich auf die Burg Scharfenstein zurückzukehren, und auf alles, was dort vorgehe, ein wachsames Auge zu haben, und ihm auf der Stelle Bothschaft zu senden, wenn von Diether und seiner Dirne Anstalten zur Flucht getroffen würden. Du hast nichts zu befahren, setzte er hinzu, traue auf mein Wort.

Gerholt wäre lieber um die schöne Agnes geblieben, auch begriff er nichts von der Absicht, welche sein Vater bei seinem Auftrag haben konnte, aber er ehrte ihn zu sehr, um nicht ohne Widerrede zu gehorchen. Auf einem raschen Pferde legte er den Weg nach Scharfenstein noch vor Sonnenuntergang zurück. Neben dem Pfade, der zur Burg hinaufführte, stand eine hohe Buche. Mit Entsetzen bemerkte Gerholt, daß aus dem Stamme drey Späne gehauen waren, denn er wußte, daß dies ein Zeichen der Vorladung zum heimlichen Gericht sey. Ein stärkeres Grauen wan-

delte ihn an, als er am Burgthor den pergamentenen Ladungsbrief mit den drey rothen Siegeln in blechernen Kapseln angeheftet sah. Im Burghofe war es wie ausgestorben. Nur ein paar Knechte giengen bei den Ställen ab und zu, und in ihren Gebehrden war die tiefste Bestürzung sichtbar. Indem Gerholt vom Pferde steigen wollte, kam der alte Thorwart auf ihn zu, und sagte mit bleichen bebenden Lippen: Wie? Ihr kehrt zurück in's Haus der Ruchlosigkeit und des Schrekens? Habt ihr denn nicht gesehen —

Wohl hab ich's gesehen, antwortete der Jüngling, und mir schauert noch, als wenn ich in mein eigen Grab geblickt hätte.

Sie wollen diese Nacht entfliehen, er und die Dirne, fuhr der Greis leise fort, aber dem dort oben entgehen sie nicht.

Entfliehen, wohin? fragte Gerholt.

Ueber den Rhein, erwiederte jener. Es ist bereits ein Bote fort um die Schiffe zu bestellen.

Gerholt sah eine Weile nachdenkend vor sich hin, und wendete sich hierauf wieder zu dem Greis und sagte: Alter, ich bleibe nicht hier, wo die Hände befleckt sind mit Blutschuld. Mit diesen Worten wendete er sein Roß und jagte über die Zugbrücke hinaus. Am Fuße des Hügels, bey der schönen Buche, hielt er noch eine Weile still nnd betrachtete, mit neuem Grauen, die drey Hiebe im Stamme des Baumes. Ein Gewappneter im schwarzen Harnisch sprengte auf Gerholt zu, und gab ihm ein Zeichen, ihm auf die Burg zu folgen. Der Jüngling starrte ihn verwundert an; jener wiederholte das Zeichen, da aber der Jüngling sich nicht daran zu kehren schien, öffnete er sein Visier. Gerholt erkannte seinen Vater, und wußte nicht, was er denken oder sagen sollte. Du warst kaum von Hause fort, sprach der alte Rodland, als ich schon die Nachricht erhielt, daß man auf Scharfenstein sich zur Flucht auf diese Nacht bereite. Komm und sieh, was die Sünde ist; es kann dir frommen auf dein ganzes Leben. — Er zog sein Visier wieder herab, und still-

schweigend ritten beyde auf die Burg. Gerholt führte seinen Vater nach Diethers Gemach, der aber in einer sehr ernsten Unterredung mit Rotlinden begriffen war. Hier ist ein Ritter, der euch sprechen will, sagte Gerholt. Wer seyd ihr, und was ist euer Begehren an mich; fragte Diether, indem er sich, etwas betroffen, zu Rodland wendete. Mein Name thut hier nichts zur Sache, antwortete Rodland, aber meine Botschaft ist unten am Schloßbühl in den Stamm der schönen Buche geschrieben.

Diether schrack zusammen, und Rotlinde wollte mit einem Schrey das Gemach verlassen, aber Rodland gebot ihr, mit schrecklicher Stimme, zu bleiben, und sie warf sich todtenbleich in einen Sessel und verhüllte sich das Gesicht.

Diether ermannte sich unterdessen, und sein Schrecken gieng in Wuth über. Noch bin ich Herr auf meiner Burg, rief er, und es kostet mir nur ein Wort, und meine Knechte stürzen euch von der Mauer herab, daß eures Gebeins nicht mehr gefunden werden mag.

Rodland zog einen Ring hervor, der in zwey Theile zerbrochen war, und reichte ihn Diethern, und fragte, ob er den Ring kenne? Es ist der Ring, fuhr Rodland fort, während Diether die starren Augen darauf heftete, und kein Wort hervorzubringen vermochte, es ist der Ring, welchen ihr der edlen und frommen Agnes von Staufen am Altar gabt, zum Zeichen ewiger Liebe und Treue. Wie ihr und die Buhldirne da diesen Ring zerbrochen habt, so wird der Faden eures Lebens zerrissen werden. Rotlinde schrie laut auf — Diether gieng in wilder Hast auf und nieder. Ihr wollt fliehen, hub Rodland nach einigem Stillschweigen an, meint ihr den Augen und den Armen der unsichtbaren Rächer zu entfliehen? Diether bedenkt, daß es im überrheinischen Lande auch Weiden giebt, auf welchen Stricke wachsen. Eine Hand schwebt über euer Haupt, und dieser mögt ihr nimmer entrinnen. Die Zeit eurer Ladung ist nicht um, aber eure Flucht gilt als Geständniß eurer That, und ihr seyd verfehmt von dem Augenblick, da ihr euer Roß besteigt.

Wer kann zeugen wider mich? rief Diether, der sich wieder zu fassen gesucht hatte.

Wo ist Agnes, eure Hausfrau? fragte Rodland mit düsterm Ernste. — Es erfolgte keine Antwort. Noch einmal, wo ist Agnes? wiederholte Rodland mit schrecklicher Stimme. — Lebendig habt ihr sie ins Grab einscharren lassen. Weh, weh, weh, über dich und deine Buhldirne!

Rotlinde bebte zurück, als sähe sie ein blutiges Gespenst aus der Erde steigen — sie wankte nach dem Fenster, riß es auf und stürzte sich hinab. Diether hatte sie zurückhalten wollen, aber er vermochte kaum, seine zitternde Hände auszustrecken, die Schrecken der Rache schienen seine Füße zu lähmen.

Rodland trat an's Fenster und schauete hinab auf den zerschmetterten Leichnam. Hierauf wendete er sich zu Diether mit den Worten: Sie hat sich selbst gerichtet! Was willst du beginnen? Mein Urtheil von eurem Gericht erwarten, antwortete Diether mit gräßlicher Kälte.

Agnes lebt, fuhr Rodland fort, aber das mindert deine Schuld nicht, durch ein Wunder hat sie Gott aus dem Grabe gerettet. Auf Diethers Gemüth machte die Nachricht von der Rettung seiner Gattin einen gewaltigen Eindruck; er warf sich auf die Kniee, dankte Gott, daß er es so gefügt, und heiße Thränen, die er lange nicht gekannt, quollen über seine Wangen. Rodland wurde gerührt. Er reichte ihm die Hand, und sagte: Ich will dein Leben zu erhalten suchen, wenn du es der Reue widmen kannst.

Gott wird mir Gnade geben, erwiederte Diether, schon hat er seinen Thau träufeln lassen auf den dürren Felsen. Ich will zu den Karthäusern gehen, und nichts mehr sprechen, als: Gedenke des Todes. Meine Burg und die Hälfte meiner Besitzungen vermache ich an Agnes — die andere Hälfte sey ein Erbe der Armen.

Diether that, wie er gesprochen hatte. Im härnen Kleid, den Dornenstab in der Hand, und eine Kürbisflasche an der Seite, verließ er seine

Burg, wanderte über den Rhein, und ließ sich dort von den Karthäusern aufnehmen. Agnes blieb noch einige Zeit bei Rodland, und kehrte dann nach Scharfenstein zurück. Beim Abschied, nachdem sie schon das Roß bestiegen hatte, reichte sie Gerholten noch einmal freundlich die Hand, und winkte ihm, sich zu entfernen, und sprach dann zu dem Alten: Diether ist im Kloster, ich bin Wittwe, und werde trauren um ihn, denn mir und der Welt ist er gestorben. Euer Sohn hat Neigung für mich, so etwas entgeht den Frauen nicht. Kann meine Hand ihn glücklich machen, so bringt ihn zu mir nach Scharfenstein, wenn das Trauerjahr vorüber ist.

Ohne die Antwort Rodlands abzuwarten, ritt sie mit ihren Knechten von dannen. Gerholt empfieng die Nachricht mit unaussprechlicher Freude. Nur schien ihm ein Jahr viel zu lange für seine Wünsche, und er hoffte, die Liebe würde die Frist kürzen. Aber Agnes bestand fest auf ihrem Entschlusse, und wenn er manchmal mit seinem Va-

ter nach Scharfenstein ritt, so sah er sie nie, als mit schwarzverhülltem Angesicht. Nach einem Jahr legte sie die Trauer ab, und reichte dem Jüngling ihre Hand, und seine Liebe und Treue gewährten ihr reichlichen Ersatz für die ausgestandenen Leiden.

Die Todtenglocke.

Der Sänger Friedhold zog lustigen Muthes die Straße nach der nahen Heimath hin. Man kannte ihn weit und breit unter dem Namen des schönen Zitherspielers, denn seine Gestalt war eben so lieblich, als die Lieder, welche er erfand und mit dem Saitenspiel begleitete. Am Saume des Waldes, durch welchen sein Weg führte, hatte sich ein Haufen Reisiger gelagert. Es waren zwei Ritter mit ihren Knechten, die hier, unter'm grünen Zelt der Eiche, Mittag hielten.

Sie riefen dem Jüngling entgegen, er möchte mit ihnen vorlieb nehmen, und einer von den Rittern reichte ihm einen Becher voll köstlichen Weines dar, mit den Worten: Ihr seyd uns eine Erscheinung von guter Vorbedeutung; wir gehen

auf Freiers Füßen, und man sagt, ihr Sänger wüßtet die Herzen zu stimmen, wie eure Saiten. Friedhold antwortete lachend: Wohl können wir den schlafenden Liebesgott aufwecken, wenn wir just den rechten Ton treffen, aber er hat Flügel, und haben wir ihn auch aus dem Schlummer gesungen, so flattert er davon, und läßt uns das Nachsehen. Doch will ich gern auf euer Glück Bescheid thun, und was ihr von meiner Kunst brauchen könnt, das steht euch zu Diensten.

Nachdem er den Becher geleert hatte, lagerte er sich zu der Gesellschaft. Im Verfolg des Gesprächs ergab sich, daß die beiden Ritter Hans von Sonneck und Bernd von Ehrenthal hießen, und auf dem Wege nach Rhynek waren. Dort oben ist eine köstliche Perle, sagte Friedhold, aber nehmt euch in Acht! Ihr werdet eine harte Muschel finden, welche die Perle verschließt.

Ihr meint den Vater der schönen Bereswinde? fragte einer der Ritter.

Ja, ja, den alten Rhynecker, antwortete jener. Ich wurde auf Rhyneck geboren und erzogen. Vor vier Jahren zog ich von da in die Welt hinaus, denn dem Sänger ist nicht wohl im Käficht. Damals war das Fräulein im Aufgehen. Aus Knospen werden Rosen, und sie soll das lieblichste Mairöslein geworden seyn, welches je in einem rauhen Dornbusch geblüht hat.

Die Ritter baten ihn, seine Lebensgeschichte zum Besten zu geben, und Friedhold erzählte, wie folgt:

„Mein Vater diente als Reitersknecht bei'm alten Kurd von Rhyneck, dem er zweimal das Leben rettete. Der Alte schenkte meinem Vater nicht nur die Freiheit, sondern machte ihn auch zum Kastellan auf Liebenfels, denn diese Burg war dem Rhynecker in seinen lezten Lebensjahren durch Erbschaft zugefallen. Auf der Burg Liebenfels wurde ich geboren, und wuchs auf wie ein Blümlein auf einem Schutthaufen — es grünt und gedeiht lustig, wenn es nur die Sonne hat

und den Thau des Himmels. Ein wandernder Harfner, der oft bei uns einsprach, bemerkte meine Lust an seinem Spiel und Gesang. Er brachte mir einst eine Zither mit, und gab mir einigen Unterricht. Bald erfand ich selbst einige Lieder und auch die Weisen dazu, und mir wurde großes Lob zu Theil. Mein Vater meinte freilich, ich könnte etwas Tüchtigeres thun, als Klimpern und Zwitschern, aber der Boden kann ja nichts hervorbringen, als wozu er den Saamen empfangen, und so gings auch mit mir. Indessen hätt' ich mich doch wohl nach dem Sinne meines Vaters bequemt, und zum Waffenhandwerk gegriffen, wenn sich nicht um diese Zeit etwas ereignet hätte, was mich bei'm Sängerleben erhielt. Der alte Kurd schlief schon seit einigen Jahren unter der Steindecke in der Burgkapelle, und sein Sohn, der jetzige Burgherr, der zwar des Vaters rauhe Hülle, aber nicht seinen guten Kern hat, warf einen unauslöschlichen Haß auf meinen Vater, und nahm ihm die Stelle auf Liebenfels. Dem alten Manne blieb nun wenig mehr, als ein klei-

nes Feld und eine Hütte, die er sich aus seinem Ersparniß ankaufte. Da gab mir Gott den guten Gedanken ein, ich könnte ja wohl mit meinem Saitenspiel mir so viel erwerben, um meinem Vater noch einige sorgenfreie Tage zu verschaffen. Alsbald macht' ich mich auf den Weg, und der Himmel gab dem guten Vorsatz gutes Gedeihen. An den Hoflagern, bei Turnieren und andern Festen, wo ich mich einfand, gewann ich manchen freundlichen Blick von holden Frauen, und manche goldene Kette mit goldnen Ehrenpfennigen dran von Fürsten und Herren. Was ich gesammelt, will ich nun meinem Vater bringen."

Die beiden Ritter priesen die kindliche Treue des Jünglings, und der ältere legte gerührt seine Hand auf Friedholds Haupt und sagte: Es steht geschrieben: Auf daß es dir wohl ergehe auf Erden!

Amen, antwortete der Jüngling, und schaute mit dem klaren Auge zum wolkenlosen Himmel. — Die Becher wurden jezt wieder gefüllt, und auf's

Wohl der Sänger geleert. Hans von Sonneck bat hierauf den Jüngling um ein Lied. Friedhold nahm lächelnd seine Zither und sang dazu folgendes:

Es geht der Sänger in seinen Garten,
Wo Blumen und Kräuter sich selber warten:
Er sucht sich Blätter und Blumen aus,
Er windet drei duftende Kränze d'raus.

Den ersten, den er mit Singen windet,
Von den schönsten Rosen, so er nur findet,
Den reicht er der Huld und Schönheit dar;
Bald welket der Kranz, es bleichet das Haar.

Zum zweiten bricht er sich Lorbeerblätter,
Sie grünen fröhlich in Sturm und Wetter:
Die Lorbeerkron' reicht er dem Ruhme dar,
Sie grünet noch fort um's greise Haar.

Zum dritten will er sich nicht bemühen:
Er bricht die Blumen, so wie sie blühen,
Er umwindet damit das eig'ne Haar,
Einst blühen sie ihm noch um die Bahr.

Nach einem kurzen Gespräch, welches durch das Lied veranlaßt worden war, nahm Friedhold

das Wort und sagte: Es will mir fast seltsam dünken, daß ihr, Ritter von Sonneck und ihr, Ritter von Ehrenthal, beide zugleich nach Rhyneck zieht. Ihr wollt doch nicht beide um eine Hand werben? — Ich gehe blos als Brautwerber mit, erwiederte der Sonnecker lachend.

Ich besorge, fährt jener fort, ihr werdet mit dem Alten einen harten Stand bekommen. Er liebt das Gold, und nichts als das Gold, und so ihr die goldnen Männer und Frauen nicht mit dem Munde zu messen habt, möchte ich auch keinen günstigen Erfolg weissagen.

Ich werde den Rhynecker nicht fragen, was er in seiner Truche hat, fiel Ritter Bernd ein; seine Tochter suche ich, weil ich Gefallen an ihr gefunden, denn sie ist mehr als schön, sie ist von adelichem Sinn und weis', was einer Hausfrau ziemt. Mit solcher Morgengabe bin ich zufrieden.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, und die Reisenden brachen auf. Der Weg nach

Rhyneck zog sich links durch einen Wald. Friedhold mußte sich rechts wenden, und nahm von den Rittern Abschied; doch versprach er, nach zwei oder drei Tagen hinüber nach Rhyneck zu kommen. Die Nacht war bereits eingebrochen, als er in der väterlichen Hütte anlangte. Der alte Gotthardt, sein Vater, saß am Heerde bei'm Feuer, und bereitete ein kleines Abendmahl, denn er hatte den ganzen Tag über die Ahnung gehabt, sein Friedhold, von dem er lange nichts gehört, werde denselben Abend zurückkommen.

Der Eintritt des geliebten Sohnes überraschte ihn darum auch keineswegs. Er streckte ihm die Hand entgegen, wie nach einer Abwesenheit von wenigen Wochen, mit den Worten: Da bist du ja! Friedhold hatte die Wonne des Wiedersehens auf dem Heimwege in vollem Maaße gekostet, aber ihn ergriff eine tiefe Wehmuth beim Anblick des abgewelkten Greises, dem vom Leben nichts geblieben war, als trübe Erinnerungen. Friedhold fieng an, von seinen Wanderungen zu erzählen,

doch für den Alten waren es Worte ohne Bedeutung und er sank bald in einen tiefen Schlaf. Am andern Morgen fand er sich jedoch muntrer und lebendiger, und zeigte an allem, was Friedhold sagte, warme Theilnahme. Als dieser ihm sein Vorhaben eröffnete, nach Rhyneck zu gehen, wurde der Greis ernsthaft und begann, nach einigem Nachdenken:

Als du vor vier Jahren in die Welt hinauszogst, da verschwieg ich dir noch, deiner zarten Jugend wegen, was ich dir jezt entdecken muß. An dem Golde des alten Rhyneckers kleben Thränen und Blut. Er hat viele Reisende niedergeworfen und sich ihrer Habe bemächtigt, ja sogar einen Mord auf seine Seele geladen. Seine brave Hausfrau quälte er zu Tode, weil ihre Frömmigkeit ein Stachel war für sein Gewissen. Auf mich warf er einen finstern Groll, weil ich mich weigerte, falsches Zeugniß für ihn abzulegen. Er muß ungeheure Schätze besitzen, allein das Seltsamste ist, daß er sie seiner Tochter mißgönnt,

wie ich ihn denn oft sagen hörte, nach seinem Ableben werde Niemand den Ort finden, wo sein Gold begraben liege. Was die schöne Bereswinde anlangt, so ist sie das treue Bild ihrer verstorbenen Mutter. Ich sage dir dies Alles, mein Sohn, weil es gut ist, die Menschen zu kennen, denen man nahe ist. Vielleicht ereignet sich auch etwas, wo den bieden Rittern, die als Freier auf Rhyneck sind, ein vertraulicher Wink großen Vortheil gewähren kann.

Friedhold war aufmerksam auf die Rede seines Vaters, doch beschäftigte hauptsächlich die schöne Bereswinde seine Gedanken. Am dritten Morgen nach seiner Ankunft in der väterlichen Hütte gieng er nach Rhyneck hinüber.

Die Ritter hatten bei dem Burgherrn eine frostige Aufnahme gefunden, doch hatte er sie eingeladen, acht Tage zu bleiben. Unterdessen wollte er die Sache mit seiner Tochter in Ueberlegung nehmen, und man gewinne Gelegenheit, sich einander kennen zu lernen.

Im Grunde wäre er seiner Tochter gerne ledig geworden, allein bei dem Mißtrauen, welches seine ganze Seele beherrschte, fürchtete er in jedem Schwiegersohn einen Feind, der seinem Golde, ja seinem Leben nachstellen werde.

Friedhold brachte einiges Leben auf die Burg. Selbst vom alten Rhynecker schien auf Augenblicke der böse Geist zu entweichen, der ihn besaß, wenn die lieblichen Töne der Zither erklangen, und des Jünglings seelenvolle Stimme sich dazu gesellte. Bereswindens Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem freundlichen Sänger, und sein Spiel übte über ihr Herz eine Gewalt, welche sie bald beunruhigte. In den Liedern des Sängers öffnete sich ihr eine neue Welt, aber alles darin war gestaltlos, und der schöne Zitherschläger selbst paßte nirgends in die Wirklichkeit, deren Schranken sie niederdrückten.

Auf Friedhold hatte der erste Anblick der schönen Jungfrau einen wunderbaren Eindruck gemacht. Sein ganzes Wesen war ihr zugewendet,

ohne daß er an Liebe dachte, und ihm war's, als könne sein Leben von keinem andern Licht mehr beschienen werden, als von dem Himmelsstrahle dieser Augen. In ihrer Nähe schwiegen alle Wünsche und Hoffnungen in seiner Brust. Der Zustand seines Innern wurde ihm erst klar, als ihm eines Tags der Ritter von Sonneck scherzend in's Ohr raunte: Nehmt eure Augen in Acht, ihr seht zu viel in die Sonne, und davon kann man erblinden. Friedhold erröthete, und eine Flamme schlug aus seinem Herzen durch alle Adern. Von diesem Augenblicke an bemeisterte sich seiner eine scheue Schwermuth, und seine Hand zitterte, wenn sie in Vereswindens Gegenwart die Saiten berührte. Sie fragte ihn, ob er unwohl sey? Er hatte nicht den Muth zu antworten, aber der Sonnecker, welcher gegenwärtig war, sagte lachend: Fräulein, ich wollte schwören, daß ihr allein das Kräutlein besitzt, welches den armen Sänger heilen könnte. Die Jungfrau verstand den Sinn dieser Worte und schlug verwirrt die Augen nieder. Friedhold aber gerieth außer sich und mußte das Gemach

verlassen. Er gieng in den Garten, und dort, im Frieden der Natur, legte sich allmählig der Sturm seiner Seele. Er konnte wieder einen klaren Gedanken festhalten, und zu einem Entschluße kommen. Er saß auf einer Bank, und brach eine Rose herab, welche neben ihm blühte, und seine Thränen träufelten auf die Blätter der Blume. Bereswinde, rief er mit dem Schmerz unglücklicher Liebe, und hob die Augen empor. Da sah er die Jungfrau wenige Schritte von ihm stehen. Sie schien ihn beobachtet zu haben, und wollte sich eben leise entfernen. Friedhold gieng rasch auf sie zu. Fräulein, sagte er, erlaubt mir nur wenige Worte. Ich muß mich eines Frevels anklagen, denn ich habe euer Bild abgedrückt in meinem Herzen, und es läßt sich da nicht mehr vertilgen. Ich will mich selbst bestrafen und augenblicklich die Burg verlassen, aber laßt mich wenigstens eure Verzeihung mit mir nehmen.

Ihr habt mich nicht beleidigt, antwortete sie mit sanfter Stimme, und suchte Thränen zurückzuhalten.

O ihr seyd ein Engel, rief Friedhold, und entfernte sich eilig. Als er in ein Gehölz umbiegen wollte, blickte er noch einmal zurück. Bereswinde hob eben vom Boden die Rose auf, die ihm entfallen war, und steckte sie an ihre Brust. — Ach, sagte der Jüngling bei sich, möchte sie errathen, daß es meine Thränen sind, die an den Blättern dieser glücklichen Blume hängen,

Als er aus dem Garten in's Freie trat, begegnete ihm der Burgherr, und fragte ihn wohin er zu gehen gedenke?

„Hinüber zu meinem Vater."

Und wer ist euer Vater?

„Euer vormaliger Kastellan, der alte Gotthardt."

Des Ritters Gesicht verfinsterte sich bei diesen Worten; die Furchen seiner Stirne wurden tiefer, und sein Auge schien Unheil zu drohen. Er murmelte etwas vor sich hin, schoß einen giftigen Blick auf den Jüngling, und warf mit Heftigkeit

die Gartenthüre hinter sich zu. Des Jünglings Gemüth war jezt furchtbar zerrissen, und er konnte in diesem Zustande nicht vor seinem Vater erscheinen, ohne den Greis in Unruhe zu versetzen. Darum beschloß er, die Nacht in der ersten besten Hütte zuzubringen. In der Frühe des nächsten Morgens machte er sich wieder auf den Weg; kaum hatte er eine kleine Strecke zurückgelegt, als er Pferdegetrappel und Menschenstimmen hinter sich hörte. In seinem Trübsinne wollte er nicht gerne von Menschen gesehen seyn, und verbarg sich hinter einem Gebüsche. Ein Haufe Reuter zog langsam vorüber — es waren die Freyer, die von Rhyneck kamen, mit ihren Knechten. Friedhold vernahm aus ihrem Gespräch, daß ihr Antrag von dem Vater unfreundlich abgewiesen worden, und auch Bereswinde keine sonderliche Neigung zu dem von Ehrenthal gezeigt habe. Ich wette meinen Rothschimmel gegen einen Esel, sagte der Sonnecker unter andern, die Dirne hätte den Zitherschläger lieber genommen, als den Ritter. Mehr konnte Friedhold vom Gespräche nicht hö-

ren, aber dieses Wenige war hinreichend, in der Nacht, die ihn umgab, einen Lichtstrahl der Hoffnung zu entzünden. Er wiegte sich in den süßen Traum, daß er dem Fräulein nicht gleichgültig sey, daß sie vielleicht nie ihre Hand vergeben und ihm erlauben werde, nach dem Tode ihres Vaters, ihr zu dienen. So immer und immer um sie zu seyn, ihre Wünsche zu erspähen, ihr Vertrauen zu gewinnen, und sich wenigstens ein dankbares Andenken in ihrem Herzen zu sichern, schien dem Jüngling das schönste Glück, und die freundlichen Bilder desselben begleiteten ihn bis zum väterlichen Heerde.

Friedhold hatte zwey Tage bei seinem Vater zugebracht, da vermochte er der Sehnsucht nach Rhyneck nicht länger zu widerstehen. Er gieng hinaus auf einen Hügel, von welchem man die grauen Thürme der alten Burg erblicken konnte. Dort setzte er sich unter einige Birken nieder, und heftete seine Augen lange und fast unbeweglich auf die Wohnung der Geliebten. Dann ergriff er seine Zither und sang:

Glück, du hast mir nichts beschieden,
Als dies kleine Saitenspiel;
Dennoch wär' ich wohl zufrieden,
Wenn's der Holden nur gefiel.

Liebe, hast mir nichts gegeben,
Als den Pfeil in's treue Herz;
Doch vertrau' ich dir mein Leben,
Bricht es auch im tiefen Schmerz.

Sonne, magst mir heut' erblassen,
Mir erglänzt ein heller Licht.
Wohl von Allem kann ich lassen,
Nur von meiner Liebe nicht.

Als er das Lied gesungen hatte, stieg er den Hügel herab, und gieng noch weiter auf dem Wege nach Rhyneck. Noch eine Viertelstunde mochte er davon entfernt seyn, da fand er im Gehölz einen alten Knecht von der Burg, mit dem er sich in ein Gespräch einließ. Ihr thatet wohl, sagte der Knecht, nicht länger in dem Sündenhause zu bleiben, denn einem ehrlichen Manne kann es da nicht wohl werden. Zumal seit einigen Tagen ist der alte Herr von mehr als einem bösen Geiste

besessen, und mißhandelt uns alle, uud am meisten sein eigenes Kind, die schöne Bereswinde, die das Ebenbild ihrer Mutter ist, und wahrhaftig ein Engel des Himmels, ohne den der Grünrock mit den Bocksfüßen den grauen Sünder längst bei Nacht und Nebel davon geholt hätte.

Der Knecht erzählte jetzt mancherley, was das Herz des Jünglings mit Unruhe, Mitleid und Grauen erfüllte. Sie waren unterdessen zu einer hohen Eiche gekommen, in welcher ein Marienbild stand. Seht, sagte der Knecht, zu diesem Gnadenbilde wallt die fromme Bereswinde jeglichen Morgen, und umwindet es mit frischen Blumen. Seht nur, der Kranz von heute blüht noch frisch und lebendig, das kommt daher, weil eine reine Hand die Blumen gebrochen.

Der Knecht entblößte jezt sein Haupt und sprach ein Gebet, und Friedhold that dasselbe. Hierauf nahm er eine Blume aus dem Kranz, und drückte sie auf dem Rückwege mehr als einmal an seine Lippe.

Beim nächsten Morgengrau eilte er wieder zu dem Bilde im Wald. Beim Hingange pflückte er die schönsten Blumen, die sich ihm zeigten, um das Bild damit zu schmücken. Doch fiel ihm ein, Bereswinde werde dadurch, wenn auch nicht beunruhigt, doch einer frommen Freude beraubt, und er beschloß, sich hinter einer Hecke zu verbergen, und so des Anblicks der Geliebten zu genießen.

Die ersten Sonnenstralen fielen eben durch das Geblätter des Waldes, als Bereswinde den Hohlweg, der zur Burg führte, heraufkam. Sie trug einen Kranz vou Feldblumen in der Hand, und ihre Augen schimmerten von Thränen, wie die Blumen vom Thau des Morgens. Nachdem sie den alten Kranz abgenommen, und den neuen um das Bild der Jungfrau befestigt hatte, warf sie sich auf den Rasen nieder, und erhob die Hände zum brünstigen Gebet. Sie gerieth zusehends in stärkere Bewegung, streckte die Arme aus und rief laut, mit dem Flehen der Todesangst: Ich will gern ein Opfer seyn für meinen Vater, damit sei-

ne Seele gerettet werde. Friedhold war tief ergriffen — in Liebe und Bewunderung hätte er hinstürzen mögen zu ihren Füßen, und auf sich nehmen die Büßung der Schuld.

Die Jungfrau erhob sich nach einer Weile mit sichtbarer Fassung; in ihre Seele schienen Muth und Trost von oben gekommen zu seyn. Sie gieng zu einer nahen Quelle, und wusch sich die vom Weinen getrübten Augen klar, und kehrte dann auf dem Wege nach der Burg zurück. — Friedhold machte von nun an jeden Morgen einen Gang zu dem Bilde, und Bereswinde kam immer zu derselben Stunde.

Einst erwachte der Jüngling bald nach Mitternacht in ängstlicher Beklemmung. Er hielt es für die Folge eines schweren Traums; da er aber nicht mehr einschlafen konnte, verließ er sein Lager und trat die gewohnte Wallfahrt an. Die Schatten der Nacht lagen noch über Feld und Wald, Wolken bedeckten den Himmel und ein rauher Wind blies von Abend her. In seine Träumereien ver-

loren gieng er sehr langsam, und wurde nicht gewahr, daß er über den Baum mit dem Bilde bereits hinaus gekommen sey, bis er die Trümmer einer Kapelle vor sich sah, die nicht weit von der Burg Rhyneck lagen. Er sezte sich unter einem Fliederstrauch am Gemäuer nieder und schaute zum Himmel auf, der sich immer mehr verfinsterte, und seine Blicke suchten einen freundlichen Stern, aber keiner wollte sich zeigen. — Plözlich rauschte es im Innern des Gemäures, und es wurden ein Paar Stimmen laut. Es waren ein Paar Räuber, die, wie sich aus ihrem Gespräch ergab, einen Anschlag auf das Gold des alten Rhyneckers gemacht hatten. Sie wollten zu dieser Absicht seine Tochter überfallen und entführen, und der Vater sollte sie dann lösen um hohen Preis. Den Jüngling durchlief es kalt und warm bei Anhörung dieses ruchlosen Vorhabens, und er sann nach, wie er es wohl vereiteln möge. Das Kürzeste schien, dem Fräulein entgegen zu gehen, und sie zu warnen. Allein der Morgen dämmerte bereits, und die Räuber konnten ihn sehen, oder

er konnte sich ihnen durch ein Geräusch verrathen, und wenn er schon Muths genug in sich fühlte, die theure Geliebte der Hölle selbst streitig zu machen, so blieb doch der Kampf eines Unbewehrten gegen zwey Bewaffnete immer bedenklich, und Bereswinde gerieth dabey vielleicht nur um so gewisser in die Hände der frechen Gesellen.

Während er so überlegte, wurde es im Walde allmählig hell und heller, und man konnte bereits die Umrisse und Farben der Gegenstände erkennen. Da auf einmal sagte der eine Räuber zu dem andern halblaut: sie kommt, und beide eilten ihrer Beute entgegen. Friedhold fuhr auf, wie ein gereizter Löwe, dem man sein Junges entführen will. In wilder Hast suchte er den Ast einer Buche abzureissen, allein es wollte damit nicht gehen, und da er in dem Augenblicke das Rufen Bereswindens um Hülfe vernahm, dachte er nicht länger an eine Bewaffnung, sondern stürzte mit dem Muth der Verzweiflung auf die Räuber los. Zur Hölle mit euch, ihr Ungeheuer, rief er ihnen

mit furchtbarer Stimme entgegen. Die Räuber, vom unerwarteten Anblick überrascht, ließen ihren Raub fahren, und flohen in den dicksten Wald. Die Jungfrau stand da, ohne Athem und fast ohne Besinnung. Gott Lob, ihr seyd gerettet, Fräulein, sagte Friedhold, indem er zu ihr trat. Sie sah ihn starr an, wollte sprechen, wankte und sank bewußtlos in des Jünglings Arme. Er stand lange unbeweglich mit der theuren Last, und in seiner Seele war der einzige Wunsch und Gedanke, daß sein Leben mit dem Leben der Jungfrau entfliehen möchte in diesem Augenblick.

Endlich schlug Bereswinde die Augen wieder auf. — Gott Lob, rief Friedhold, die Jungfrau sah ihn an, als schwebe sie zwischen Wachen und Träumen. Bald aber kehrte ihre Besinnung ganz zurück. Gott hat euch geschickt zu meiner Hülfe, lispelte sie, und legte die Hände kreuzweiß auf die Brust, und aus ihrem Auge stralte ein Schimmer der reinsten Liebe.

O nun hab' ich gelebt, nun möcht' ich scheiden, jetzt, in diesem Augenblicke, rief der Jüngling, und sein Antlitz schien verklärt von überirrdischer Wonne. Wir müssen gerne leiden, sagte die Jungfrau mit einem himmlischen Lächeln, doch zuckte zu gleicher Zeit ein stechender Schmerz durch ihre Seele. Sie bat hierauf den Jüngling, sie eine Strecke gegen die Burg hin zu geleiten, aus Furcht, die Räuber möchten wiederkehren. Schweigend giengen beide neben einander, und jedes war tief ergriffen von der Ahndung seines Schicksals. Schon nahten sie dem Saume des Waldes, der von dieser Seite den Hügel umgab, auf welchem die Burg stand, da mit einmal wichen die Kräfte des Fräulein, sie erbleichte, zitterte, und wollte sich auf ihren Begleiter stützen, aber in demselben Augenblicke sank sie zum zweitenmale ohnmächtig in seine Arme.

Fliehe nicht von hier, holder Engel, ohne mich, rief Friedhold, und schaute flehend zum Himmel. Bereswinde erholte sich bald wieder, allein sie

war so schwach, daß sie ihr Haupt auf Friedholds Schulter legen mußte. Ein gräßliches Gelächter schlug jetzt plötzlich an ihre Ohren. — Erschreckt fuhren sie auf, und sahen vor sich Bereswindens Vater.

Hab' ich deine Buhlergänge ausgespürt, elende Dirne, rief er, schäumend vor Wuth, und riß Bereswinde von Friedholds Seite und schleuderte sie zu Boden. Und du, du, du, fuhr er fort, sich mit gezücktem Schwert gegen den Jüngling wendend, der ihn ruhig ansah. und die Brust mit den Worten entblößte:

Wenn ihr nach Blut dürstet, so nehmt das meinige. Euer Kind ist rein und unschnldig, wie die Engel des Himmels. Ich will euch aber nicht bergen, daß in meinem Herzen eine verborgene Flamme für sie glüht. Doch da oben ist einer, der wird richten und rächen. Der Ritter brach neuerdings in ein höllisches Hohnlachen aus. Du sollst nicht von ehrlicher Hand sterben, schrie er mit von Wuth halbersticktet Stimme; die Raben sollen dir das Requiem krächzen.

Unterdessen waren einige Knechte herbeigekommen. Diesen befahl der Ritter, den Jüngling nach der Burg zu schleppen und in das unterirrdische Gefängniß zu werfen. Friedhold ließ sich gedultig fortführen. Der Alte stellte sich jezt mit verschränkten Armen vor seine Tochter, die sich mit dem Knie auf die Erde stüzte und mit der Hand an einem Baume. Ich sollte dich in das unterste Thurmgewölb sperren, wo Sonne und Mond nicht hinkommen, hub er nach langem, düstern Schweigen an; aber ich will Großmuth üben, und dich im Kloster büßen lassen. Folge mir! Mit diesen Worten hob er sie unsanft von der Erde auf, und führte sie in das Nonnenkloster Waldruhe, welches nicht weit von Rhyneck lag, und übergab sie dort der Aebtißin zur strengsten Aufsicht. Die klösterliche Stille wäre Bereswinden willkommen gewesen, hätte nicht das ungewisse Schicksal des unglücklichen Jünglings sie mit zagender Angst erfüllt. Sie warf sich in ihrer Zelle vor dem Krucifix nieder, und rang nach Trost von oben. Vater im Himmel, rief

sie, du bist gerecht! Soll der Arme darum schreckliche Leiden erdulden, weil er mich befreit hat von Schmach und Verderben? Nein, nein, du wirst, du mußt ihm Hülfe senden!

Dieser Gedanke gab ihr ein schönes Vertrauen, und es ward ihr gewiß, Friedhold müsse gerettet werden, selbst durch ein Wunder. — Dieser lag unterdessen im feuchten, finstern Burgverließ, und war mit schweren Ketten an einen Block geschmiedet. In seiner Seele war Licht und Heiterkeit, und es deuchte ihm eine hohe Gunst des Schicksals, für die sterben zu dürfen, für die er nicht leben durfte. Mein Tod, dachte er oft, wird das Band werden, welches uns vereiniget für eine Ewigkeit. — Der alte Rhynecker hatte auch wirklich schon im ersten Augenblick beschlossen, den Jüngling, als Ehrenräuber seiner Tochter, hinrichten zu lassen. Die Anstalten dazu wurden alsbald in der Stille gemacht, und die nächste Sonne sollte schon das blutige Schauspiel beleuchten. Das Gerücht von dem Vorfalle verbreitete

sich schnell in der ganzen Gegend und kam auch zu den Ohren von Friedholds Vater. Der Greis machte sich vor Tagesanbruch nach Rhyneck auf den Weg, und die Angst um den geliebten Sohn beflügelte seine schwachen Schritte. Der Burgherr empfieng ihn mit einem Lächeln des Ingrimms und der Tücke. Gelt, Alter, sagte er, jezt würdest du zehn Eide schwören, um das Leben deines Sohnes zu retten.

Herr, versezte der Greis, ihr werdet einst vor Gott stehen, wie ich jezt vor euch stehe, und Er wird sich eurer erbarmen, wie ihr euch meiner erbarmt.

Dein Sohn will ja mein Eidam werden, und da muß ich dir Ehre anthun. Dies sagend ließ der Burgherr einen silbernen Becher voll köstlichen Weins bringen, und sezte ihn dem Greis vor, und ermahnte ihn, guter Dinge zu seyn, und auf das Wohl der jungen Brautleute zu trinken.

Gotthardt ahnete die höllische Tücke in dem Benehmen des Burgherrn, und hob, die welken,

zitternden Hände zum Himmel. Da erklang eine Glocke — Fieberfrost durchschauerte den Greis. — Lustig, Alter, es geht zur Trauung, hub der Burgherr an, und sein Gesicht verzog sich zur scheußlichen Larve. —

Es ist die Todtenglocke, stammelte Gotthardt.

Ja, ja, die Todtenglocke, versezte jener. Sie läutet deinem Sohne.

Das lügst du, Mörder, rief der Greis, und sein erloschenes Auge flammte furchtbar auf, und um seine kahle Scheitel schien ein Glanz zu schweben. Das lügst du, sie läutet dem Stamm von Rhyneck zum Grabe. Mit diesen Worten gieng er hastig von dannen.

Den Ritter ergriff ein Beben und Zagen. Wie ein Blitzstrahl hatte ihn die weissagende Rede des Greises getroffen. Ihm war, als stünde er in der Gruft seiner Väter, und die Gräber öffneten sich, und die Todten gingen heraus und schrien Weh über ihn. — Die Glocke läutete fort, und

jeder Ton drang, gleich der Gerichtsposaune, in seine Seele. Ich will beten, ich will all mein Gold den Kirchen und Siechenhäusern schenken, rief er, allein er erschrack, als er es gesagt hatte, denn er konnte nicht beten, und sein Herz nicht losreissen von seinem Golde. — Jetzt stürzte athemlos einer seiner Knechte herein. „Herr, eure Tochter ist todt. Sie sah aus dem Fenster, als Friedhold unten vorbeigeführt wurde zur Richtstätte, und streckte nach ihm die Arme aus. Sie mochte sich zu weit herausgelehnt haben, und stürzte herab, und blieb zerschmettert am Boden liegen.

Der Ritter wurde bleich wie Marmor, seine Glieder erstarrten, sein Haar färbte sich grau, er sank fast leblos auf einen Stuhl.

Herr, ihr wißt noch nicht Alles, fieng der Knecht wieder an. Friedhold ist frey, das Volk schrie, Gott habe gerichtet, und zerriß seine Bande.

Der Alte saß noch immer unbeweglich da. In

diesem Augenblick trat Gotthardt herein. Nichts wildes, aber etwas furchtbares lag in seinem Wesen. Du hast mir befehlen lassen, ich soll dir die Todtenglocke läuten, weil du sterben wollest. Ich thu' es gern, denn du hast mir ja den Sohn wieder gegeben, und ich will obendrein ein Vaterunser für dich beten.

Wer hat dich das geheißen, fragte der Burgherr, dem der kalte Schweiß von der Stirne rann.

Ein seltsam Ding, erwiederte Gotthardt. Es kam mir vor wie eure Tochter, und doch schien's kein rechtes menschliches Wesen, sondern gleich einem Bild auf bewegtem Wasserspiegel.

Geh und läute, murmelte der Rhynecker, und faßte krampfhaft die Lehne des Sessels. — Der Greis entfernte sich schnell, und gleich darauf klang die Todtenglocke furchtbar von der Kapelle des Friedhofs herüber. Das zu Eiß erstarrte Blut des Ritters fieng zu kochen an — er sprang auf,

riß sein Schwert von der Wand und stürzte sich darein.

Friedhold war unterdessen wirklich von dem Volke in Freyheit gesezt worden, doch vermochte man nicht, ihn von der Leiche der geliebten Todten hinweg zu bringen. Jezt erscholl die Nachricht von dem gräßlichen Ende des Rhyneckers. Mit tobendem Geschrei stürmte nun der Hause nach der Burg, und plünderte uud zerstörte, was in den Gemächern sich fand. Die Knechte gesellten sich dazu, und einige legten Feuer an, so, daß bald die zitternde Lohe aus den Fenstern schlug. Friedhold und ein Priester, der ihn auf seinem Todteswege begleitet hatte, waren allein zurück geblieben. Der Priester wollte den Leichnam in das Kloster bringen lassen, aber die Aebtissin gab es nicht zu, weil, wie sie sagte, man doch nicht wissen könne, ob Bereswinde sich nicht selbst aus dem Fenster gestürzt habe, und als Selbstmörderinn gestorben sey, weswegen sie auch nicht auf den geweihten Boden des Klosters begraben werden könne.

„Wo dieser Engel ruht, da ist die Erde geweiht,“ rief Friedhold, der bis jezt stumm und unbeweglich neben der Todten gekniet hatte. Der Geistliche schien den Unwillen der Nonnen zu fürchten, und entfernte sich. Es kamen aber bald einige Leute aus der Nachbarschaft, welche an der Zerstörung der Burg keinen Theil genommen, diese trugen den Leichnam, auf die Bitte des Jünglings, nach der Wohnung des alten Gotthardts. Nicht weit davon stand auf einem Bühl ein steinernes Kreuz. Als Friedhold mit den Trägern dort anlangte, fanden sie den Greis beschäftiget, unter dem Kreuze ein Grab zu graben. Ich mache mir hier ein kühles Kämmerlein zurecht, sagte er zu seinem Sohne, denn mich schläfert sehr. Aber ihr bringt da Eine, die bereits eingeschlafen ist, also mag Sie da ihr Haupt hinlegen.

Friedhold half seinem Vater das Grab vollenden, und sie legten hierauf den Leichnam hinein. Der Jüngling bedeckte ihn zuerst mit Blumen und dann mit Erde. Bald begrub er neben der Geliebten auch den Vater.

Jeglichen Abend gieng er auf die Gräber heraus, und schlug die Zither und stimmte ein Lied an. Sein Leben welkte schnell ab, und er wurde neben seinen Lieben bestattet. Die Umwohner hörten oft in stillen Nächten von den drei Gräbern her liebliche Töne schallen, und viele wollten den Geist des Sängers gesehen haben, wie er mit dem Saitenspiele am Kreuze saß.

Der Kirchenbann.

An einem schwülen Sommerabend trabte Ritter Ernst von Weda auf seinem stolzen Falben ein stilles Waldthal herab. Er kam von einem Turnier, und wollte nun nach seiner Burg am Rheine zurückkehren. Ungewiß, wo er auf diesen Abend eine Herberge finden würde, machte er schon Anstalt, sein Lager unter einer weit schattenden Eiche aufzuschlagen, allein sein Knappe Wolfgang hatte dagegen gar mancherley einzuwenden.

Schlafen läßt's sich's hier noch zur Noth — sagte er, aber Hunger und Durst verlangen auch ihre Befriedigung, und Eicheln und Flußwasser sind eine schlechte Ritter-Kost.

Ernst. Auf die rauhen Neckarweine wird uns ein kleines Fasten nicht übel bekommen.

Wolfgang. Wie kann einem Gottes Gabe den Magen verderben?

Ernst. Eicheln und Flußwasser sind auch Gottes Gaben.

Wolfgang. Für die Schweine, die sie denn auch dankbar genießen mögen, damit wir uns wieder an ihren Schinken erfreuen können. Herr, folgt dießmal meinem Rath, und laßt uns noch eine Strecke weiter reiten; gewiß erreichen wir noch vor Sonnenuntergang ein Kloster oder eine Burg, wo wir wenigstens vor dem wilden Jäger und den wilden Thieren des Waldes sicher sind. Wollt ihr alsdann noch zu Ehren des Schutzengels und zum Frommen eures Magens fasten, so werdet ihr bei vollem Humpen und einem wohlschmeckenden Rehbraten mehr Ehre davon haben, als hier, wo die liebe Mutter Natur die Hausehre macht.

Ernst. Ich habe nun einmal Lust, eine Nacht im Freien zuzubringen.

Wolfgang. Aber bedenkt doch, daß ihr euch hier den Schnupfen, ein Fieber und sonst noch mancherlei Gutes an den Hals ziehen könntet.

Ernst. Deine Beredsamkeit ist verloren.

Wolfgang. In Gottes Namen! Ich habe das Meinige gethan. Wenn ich morgen im Bauch eines Wolfs erwache: so habt ihr es zu verantworten.

Wirklich war Herr Ernst entschlossen, die Nacht unter dem Obdach eines Baums zuzubringen; aber ein Gewitter nöthigte ihn, sich aus dem gefährlichen Schutze desselben unter den freien Himmel zu flüchten, und sich nach einer menschlichen Wohnung umzusehen. Sie setzten bald ihren Weg, noch ohngefähr eine Stunde weit, längs der Murg fort, und erblickten endlich auf einem Hügel zur Linken eine stattliche Burg.

Gottlob! rief Wolfgang, der einige Reben am Fuße des Hügels sah; wo es Wein giebt, da muß es auch Menschen geben.

Ernst. Hier oben liegt ein Schloß. Aber wie, wenn man uns den Eingang versagte?

Wolfgang. Das fürcht' ich nicht. Menschen, die Wein trinken, sind auch gastfrei.

Bei diesen Worten lenkten sie den Weg hinauf, und kamen ungehindert in den Burghof. Kein Mensch war zu sehen noch zu hören.

Die Leute müssen hier sehr friedlich leben, da nicht einmal der Thorwärter an seinem Posten ist, — sagte Herr Ernst. — He! niemand da? rief er mit lauter Stimme.

Niemand antwortete.

Ich will doch sehen, ob das ganze Schloß ausgestorben ist. — Mit diesen Worten stieg er vom Pferde und übergab es dem Knappen.

Ach Herr! — sagte dieser — die Sache kommt mir selbst bedenklich vor. Wenn wir nun in eine verwünschte Burg gerathen wären, wo Luft- und Erdgeister ihr Wesen treiben?

Ernst. Um so besser! Die Herren Geister werden nur winken, und eine reich besetzte Tafel steigt aus dem Boden, und der Röhrbrunnen dort giebt statt des Wassers goldenen Rüdesheimer.

Wolfgang. Dergleichen Leckereien sind nicht für unsereins. Ich halte es mit dem Brod, welches auf dem Felde wächst, und mit dem Weine, den Menschenhände keltern.

Ernst. Memme!

Der Ritter stieg jezt die Treppe hinauf, und ließ seinen Knappen in großer Herzensangst bei den Pferden zurück. Oben trat er in das erste Gemach. Ein alter Ritter saß an einem Tischchen, und schauete starr vor sich hin. Vor ihm stand ein Kruzifix und ein Todtenkopf. Eine kleine Lampe streuete sparsames Licht umher.

Wollt ihr mir wohl auf eurer Burg ein Nachtlager gönnen? redete der Ritter von Weda den Greis an. —

Ich würde euch willkommen heißen — versetzte jener mit dem Tone der Bitterkeit und des Kummers — aber —

Ernst. Es ist alles hier so still und menschenleer; — ist euch irgend ein Unfall zugestoßen?

Der Greis. Die Menschen haben mich verlassen, und ihr werdet ebenfalls von mir fliehen, wie vor einem Verpesteten, sobald ich euch mein Unglück nenne.

Ernst. Das Uuglück verdient Achtung; — hier meine Hand, falls ihr sie brauchen könnt.

Der Alte schüttelte den Kopf.

Ernst. Nehmt sie immer hin, es ist die Hand eines Biedermannes.

Der Greis. Würdet ihr sie auch einem Menschen bieten, auf dem der Fluch der Kirche liegt?

Ernst. Warum nicht? Menschenfluch ist oft Gottes Segen.

Der Alte starrte ihn mit großen Augen an; ein Strahl der Zuversicht schien die Düsternheit seiner Seele auf einen Augenblick zu erhellen.

Also doch ein Mensch, der mich nicht von sich stößt — sagte er endlich. — Aber ihr wisset vielleicht nicht, daß durch den fürchterlichen Bannfluch, der über mich ausgesprochen wurde, jedem Rechtglaubigen der Umgang mit mir untersagt ist? daß niemand mir Speise und Trank reichen darf? daß der Tochter nicht vergönnt ist, ihrem Vater das Kopfkissen zurecht zu legen, wenn er erkrankt, und daß man mich in ungeweihter Erde einscharren wird, wenn ich sterbe?

Ernst. Dieß alles ist mir wohl bekannt, allein ich weiß auch, daß Gott nicht richtet, wie die Menschen.

Der Greis. Nun denn — so laßt euch nieder, und hört meine Geschichte. Aber vorerst nehmt einen Labetrunk an.

Ernst. Nachher, wenn eure Erzählung geendigt seyn wird,

Der Greis. Mein Name ist Kuno von Arnstein. Auf dieser Burg meiner Väter wurd' ich gebohren und erzogen, hier lebte ich glücklich mit einem guten Weib und einer holden Tochter, bis das Aufgebot nach dem gelobten Lande geschah, und ich auf den unglücklichen Einfall kam, das Kreuz zu nehmen, und nach Palästina zu ziehen. Vor meiner Abreise übergab ich mein Gold und meine Schriften dem Prior des benachbarten Klosters Marienfeld. Ach! hätt' ich den Mönchen nicht getraut!

Ernst. Was wäre Böses geschehen, woran sie nicht Theil gehabt hätten?

Der Greis. Mein Weib umklammerte mich mit Todtesangst, als die Abschiedsstunde da war, mein damals zehnjähriges Töchterchen, Luitgarde, hieng sich an meine Kniee, und bat mich in der rührenden Sprache der kindlichen Einfalt, zu bleiben: — es war ein geheimer Wink meines

Schicksals, dem ich hätte folgen sollen. Ich wankte auch wirklich, aber in dem entscheidenden Augenblicke traten meine Waffenbrüder herein, und es siegten falsche Schaam und falsche Frömmigkeit über mein Vaterherz; ich gieng, und mit mir zog der Friede von meiner Burg. Nach sechs mühevollen Jahren kehrte ich zurück — mit Wunden und Reliquien reichlich versehen. Ich fand mein Weib gesund, meine Tochter herangewachsen — das verjüngte Ebenbild ihrer Mutter. In der frohen Stunde des Wiedersehens fand ich Ersatz für jahrelange Leiden. Dankbar hieng ich meine Waffen in meiner Hauskapelle auf, und nahm mir vor, meine Tage von nun an in Ruhe und häuslicher Stille zu verleben. Ach! der Himmel hatte es anders beschlossen. Bald nach meiner Zurückkunft — es mögen jezt sechs Wochen seyn — gieng ich nach Marienfeld, um mein Gold und meine Schriften zurück zu fordern. Der redliche Prior war unterdessen gestorben, und ein anderer, ein heuchlerischer Bösewicht, an seine Stelle gekommen. Dieser sagte mir ganz trocken,

daß er von dem, was ich dem Kloster anvertraut zu haben vorgäbe, nichts wisse; daß er aber meiner Hausfrau, während meiner Abwesenheit fünfzig Goldgülden auf eine Handschrift geliehen habe. Staunen und Unwillen bemächtigten sich meiner; ich nannte ihm Tag und Stunde, wo ich dem verstorbenen Prior mein Eigenthum übergeben hatte; ich zeigte ihm den geheimen Wandschrank, worin es dieser verwahrt hatte. „Er wolle sich im Kloster erkundigen" — versezt er kalt, und beschied mich auf den andern Tag. Ich eilte nach Hause, und erzählte meiner Bertha den Vorgang. Sie bestätigte, daß sie, um einen Theil der Burg ausbessern zu lassen, bei dem Prior fünfzig Gulden von meinem daselbst hinterlegten Geld abgeholt, und jener eine Quittung darüber verlangt habe. Da sie selbst nicht schreiben konnte, setzte der Prior die Quittung auf, und sie — weit entfernt, auch nur die Möglichkeit eines Betrugs zu ahnden — machte ihr Handzeichen, und drückte mein Wappen darunter.

Des andern Tags gieng ich wieder nach dem Kloster. Der Prior betheuerte, daß weder der Verwalter noch sonst irgend jemand im Kloster von meinem Vorgeben wisse, zugleich wies er mir eine Handschrift vor, laut welcher meine Hausfrau von dem Kloster fünfzig Goldgülden als ein Darlehen empfangen, und meine Burg dagegen zum Unterpfand gegeben hatte. Denkt euch meine Gemüthsbewegung bei diesem unerhörten Betrug. Ich war meiner nicht mehr Meister, und sagte dem Buben in der Kutte, was mir mein Zorn eingab. Er drohete, und dies erbitterte mich noch mehr. Ich stieß ihm mit dem Knopf meines Schwerts so unsanft auf seinen Wanst, daß er zu Boden taumelte. Der arme Sünder erhob ein Zettergeschrei, mehrere Mönche und Knechte eilten herbei; ich schlug mich hindurch und kam glücklich nach Hause. Den nächsten Sonntag wurde in öffentlicher Kirche der Bannfluch über mich ausgesprochen, weil ich meine Hand gelegt hätte an den Gesalbten des Herrn! Meine Knechte verließen meine Burg, meine Waffenbrüder mie-

den mich, mein Weib jammert und betet auf ihrer Kammer, und wird vielleicht in Verzweiflung enden; nur meine Tochter, meine Luitgarde, hält bei mir aus. Die Welt mag euch fluchen, sagte sie, ich verlass' euch darum nicht. Der Himmel kann einem Kinde nicht zürnen, weil es seinem Vater treu blieb; Menschen können das heilige Band nicht zerreissen, welches die Natur knüpfte.

Ernst. Ritter! wer eine solche Tochter hat, ist nicht ganz unglücklich.

Der Greis. Auch glaub' ich nichts weniger, als daß Gott das ungerechte Verdammungsurtheil eines Priesters bestätigen werde; aber verlassen, verachtet zu seyn von allen Menschen, mein Weib verzweifeln zu sehen, wenn ich sterbe, nicht schlafen zu dürfen neben meinen Vätern in geweihter Erde — mein Kind vielleicht dem Elend preis gegeben dem Hohn der Welt — der Rache der Mönche! — —

Ernst. Faßt euch! das Unglück hat jezt euer Auge ganz umnachtet; bald werdet ihr die Gegen-

stände wieder unterscheiden können. Ich will morgen mit dem Prior sprechen.

Der Greis. Es wird nichts frommen. Meine Tochter ist vor einer Stunde hingegangen, sein Herz zu erweichen, durch Thränen und Bitten; sie wird nichts ausrichten. Möchten sie mir gleichwohl meine Burg nehmen, wenn mir nur eine kleine Maierei bliebe, wo ich mit Weib und Kind in Ruhe meine Tage beschließen könnte! Gern wollt' ich aus meinem Schwert einen Pflug, und aus meiner Lanze eine Sichel machen, und mein Feld selber bauen.

Jetzt stürzte Luitgarde mit losfliegenden Haaren herein und in die Arme ihres Vaters.

„Vater! — rief sie — ihr seid gerettet. Morgen wird der Bann von euch genommen werden," —

Der Alte sah zum Himmel und dann auf seine Tochter. Er vermochte nichts zu sagen, als: Gott sey gelobt!

Ritter Ernst stand unbeweglich — versunken in den rührenden Auftritt. Luitgardens kindliche Zärtlichkeit erfüllte sein Herz mit Bewunderung, ihre Schönheit mit Liebe.

Vater und Tochter hielten sich lange umarmt — ein jegliches verloren in die Fülle seiner Empfindungen.

„Mein Kind, sagte der alte Arnsteiner, nachdem er sich in etwas erholt hatte — sage, wie es dir gelang, mich zu retten.“

Luitgarde. Ich warf mich zu den Füßen des Priors, weinte und flehte. Lange schien er unentschlossen, endlich sagte er: der Bann deines Vaters soll gelöst werden, wenn du so lange, bis er dem Kloster die schuldigen fünfzig Goldgülden abtragen wird, bei meinem Vogt als Eigene dienen willst.

Der Greis. Wie? deine Freiheit soll der Preis meiner Lossprechung seyn! — Nimmermehr!

Luitgarde. Glaubt, daß es mir nicht schwer fallen wird, um eurer willen auch die verächtlichsten Arbeiten zu verrichten. Ein Kind kann nie zu viel für seine Eltern thun.

Der Greis. Nein, du sollst dich so tief nicht erniedrigen.

Luitgarde, Wer seine Pflicht thut, erniedriget sich nicht.

Der Greis. Man wird den Groll gegen mich an dir auslassen, um mich so zweifach zu quälen. Ein Strohsack wird dein Lager seyn, Brod und Wasserklöße deine Nahrung.

Luitgarde. Ihr haltet mich auch für gar zu weichlich,

„Nun dann — sagte der Greis, und legte seine Hände auf ihr Haupt — Gottes Segen über deine Liebe! wer Vater und Mutter ehrt, dem soll es wohl gehen auf Erden — so verhieß der Vater im Himmel, und seine Verheißung wird an dir nicht unerfüllt bleiben. Gehe hin, du sollst

nicht lange deine Erniedrigung tragen. Ich werde meine Burg dem Ersten Besten verkaufen, und mich begnügen, eine Hütte, ein Feld und dich zu besitzen, und in dir des Himmels besten Segen."

Ernst war bis jezt nur stummer Zuschauer des tiefrührenden Auftritts geblieben. Nun aber nahm er das Wort, und sagte: „Morgen mit dem Frühesten gehe ich nach dem Kloster und verpfände meine Ritterehre für eure Schuld."

Jetzt erst gewahrte Luitgarde den Fremdling, und begrüßte ihn sittsam erröthend.

„Geh, meine Tochter — sagte der Greis — hole Wein und Brod herbei, um unsern Gast zu bewirthen."

Luitgarde gieng und brachte einen Humpen mit Wein und wohlschmeckendes Brod. Die beiden Ritter tranken, und gaben sich die Hände als Freunde. Nach einer Weile schliech sich auch Wolfgang herbei, um sich nach seinem Herrn zu erkundigen, und erhielt etwas zur Labung.

Gegen Mitternacht leuchtete Luitgarde dem jungen Ritter auf sein Schlafgemach. Gern hätte dieser ihr gestanden, was in seinem Herzen vorgieng; nur der Gedanke, daß eine solche Erklärung, unter solchen Umständen, das Zartgefühl beleidigen würde, verschloß seinen Mund. Zwar sagte sein Auge beredt genug, was seine Lippen verschwiegen. Sein Blick begegnete Luitgardens Blick — sie erröthete, sah zur Erde, und wünschte ihm eine gute Nacht.

Der Schlaf floh Herrn Ernsts Lager — die ganze Nacht hindurch stand das Bild des liebreizenden Mädchens vor ihm, hörte er ihre süße Stimme, sah er den Ausdruck der kindlichen Liebe, womit sie ihrem Vater in die Arme gestürzt war, die hohe Freude, welche aus allen ihren Zügen geglänzt hatte, bei dem Gefühle, ich kann meinen Vater retten. Aber es kam ihm auch bedenklich vor, daß der Prior so nachgiebig gewesen war gegen das Mädchen. Er kannte die Mönche, und ahnete schlimmere Dinge für die

schöne, unschuldige Luitgarde. Am frühesten Morgen gieng er nach dem Kloster, und ließ sich vor den Prior führen. Dieser, ein wohlgenährter, kerngesunder Mann, mit kleinen blitzenden Augen, empfieng ihn nicht ohne sichtbare Verlegenheit. Der Ritter brachte seine Sache vor — des Priors Verlegenheit nahm zu.

„Könnt ihr die Schuld des Arnsteiners sogleich abtragen?“ — fragte er; und in demselben Augenblicke wünschte er die Frage nicht gethan zu haben.

Ernst. Ich kann sie bezahlen, nur nicht gleich jezt. Meine Burg und meine Güter liegen zehn Meilen weit von hier; aber in fünf Tagen längstens verspreche ich euch, hochwürdiger Herr, baare Zahlung.

Der Prior. Versprechen ist leicht.

Ernst. Ich lasse euch meine Ritterehre zum Pfande zurück.

Dergleichen Pfänder sind unsicher; der Gläubiger läuft Gefahr, sie behalten zu müssen.

Ernst's Hand zuckte nach dem Schwert — ha, wäret ihr kein Pfaffe! — rief er, und stieß es wieder in die Scheide.

Der Prior. Gemach, Herr Ritter! vergeßt nicht, daß unsere Waffen stärker sind, als die eurigen.

Ernst. Sie sind es nur für Kinder, die sich mit Gaukelbildern schrecken lassen. An dem Harnisch der Vernunft springt eure Zauberklinge ab, als wäre sie von Glas.

Der Prior. Wer seid ihr, daß ihr uns Hohn sprechen dürft?

Ernst. Ein Mann, der eures Gleichen schon oft hinter dem Vorhang belauscht hat.

Der Prior. Ein Ketzer seyd ihr, reif für den Scheiterhaufen.

Ernst. Wißt ihr nicht, daß aus der Asche des Phönix ein neuer Vogel in jugendlicher Kraft hervorgeht?

Der Prior. Dann aber schwerlich, wenn man die Asche des Alten in alle vier Winde verstreut.

Ernst. Ihr pocht auf eure Macht, die auf Trug gegründet ist, und darum nicht bestehen kann.

Der Prior. Habt ihr vergessen, daß wir an Gottes Statt sitzen?

Ernst. Der liebe Gott würde eine bessere Wahl treffen.

Der Prior (hönisch lächelnd). Dürfte ich euren Namen nicht wissen, Herr Ritter!

Ernst. Habt ihr Lust, ihn auf eure schwarze Tafel zu kreiden? Er steht euch zu Diensten, denn er wird daselbst in keine schlechte Gesellschaft kommen. Ich heiße Ernst von Weda.

Der Prior. Die Glocke ruft zur None — gehabt euch wohl!

Herr Ernst kehrte mit verbissenem Groll nach Arnstein zurück, und gab der unglücklichen Familie Nachricht von dem Erfolg seiner Unterredung. Der alte Arnsteiner schüttelte den Kopf — Luitgarde suchte ihm neuen Trost einzusprechen.

Der Ritter von Weda rief jezt seinen Knappen und befahl ihm, die Rosse zu satteln. Ihr wollt uns schon verlassen? — fragte Luitgarde. — Ich gehe nach Hause — erwiederte Herr Ernst — um die fünfzig Goldgülden herbei zu schaffen und euch aus den Klauen der Pfaffen zu erretten. —

Des Arnsteiners Gesicht erheiterte sich bei diesen Worten des jungen Ritters. — Ich kann eure That nicht vergelten — sagte er — dort oben thront einer, der sie aufzeichnen wird. —

Herr Ernst wandte sich jezt zu Luitgarden mit der Frage, wie bald sie nach der Wohnung des Klostervogts gehen würde? „Jezt gleich — ver-

sezte das edle Mädchen — damit mein Vater morgen von seinem Bann befreiet werde. Meine Mutter vergeht sonst in ihrem Jammer.

Ernst. Mein Weg geht an den Klostermauern vorbei — ich werde euch bis dahin begleiten, wenn ihr's erlaubt.

Luitgarde nahm das Anerbieten mit schüchterner Freude an. Sie eilte hinauf zu ihrer Mutter, und beruhigte ihr Herz durch die Nachricht, daß des andern Tages der Fluch der Kirche von ihrem Vater genommen werden würde. Als sie zu ihrem Vater kam, warf sie sich zu den Füßen desselben, und bat um seinen Segen. Er legte seine Hand auf ihr Haupt, und blickte zum Himmel, Sein Herz segnete sie, sein Mund konnte es nicht. —

Luitgarde wandelte an Ernst's Seite, in tiefes Nachdenken verloren, dem Kloster zu. Der Ritter heftete bedeutende Blicke auf sie — man

sah ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hatte, wofür er eine schickliche Wendung suchte. Sie kamen jezt an einen bemoosten Stein, der am Wege stand. Spuren einer Inschrift, welche die Zeit unlesbar gemacht hatte, waren noch auf demselben sichtbar.

„Was für ein Denkmal ist dieß?" — fragte der Ritter Luitgarden, mehr um ein Gespräch anzuknüpfen, als aus Neugierde. — Hier — erwiederte das Fräulein — gab sich in alten Zeiten eine Dirne den Tod, weil ihr von den Mönchen Gewalt geschehen war."

„O die Mönche! die Mönche! — rief Herr Ernst — und ihr, Fräulein, seyd jezt auf dem Weg, in ihre Schlingen zu gerathen."

Luitgarde. Glaubt ihr, daß ich mein Schicksal nicht ahnde? Ich las es deutlich in den frechen Blicken des Priors. Meinem Vater mußt' ich dieß verheimlichen, sonst hätt' er mich nicht ziehen lassen.

Ernst. Wie? und ihr geht solcher Schmach freiwillig entgegen?

Luitgarde. Muß ich nicht meinen Vater retten?

Ernst. Man wird Gewalt gegen euch brauchen?

Luitgarde. Gewalt! giebt es eine Gewalt, die den Willen des Menschen zu beugen vermöchte?

Ernst. Und ihr hättet Muths genug, es auf das Schlimmste ankommen zu lassen?

Luitgarde. Warum nicht? Wer sich selbst nicht zu fürchten hat, der wird auch sonst nichts fürchten. Mein Vater wird morgen losgesprochen, und dann ist meine Pflicht gethan, und ich kann, wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, ruhig sterben. Ihr, Herr Ritter, scheint mir nicht so viel Entschlossenheit zuzutrauen, weil ich ein Weib bin? Seht diesen Dolch! gestern in der Kirche legte ich ihn auf den Altar, und schwur

— zu retten meinen Vater, und so ich den Nachstellungen der Mönche nicht anders würde entgehen können — zu sterben.

Ernst. Fräulein! solchen Muth hab' ich noch bei keinem Mann gefunden. So wahr ein Gott über uns waltet — in vier bis fünf Tagen bin ich wieder hier, und ihr seyd gelöst.

Sie kamen nun in die Nähe des Klosters, wo sie sich trennten. Luitgarde gieng in die Wohnung des Schirmvogts von Marienfeld, welche dem Kloster gegen über lag. Ein Zittern überfiel sie, als sie die Treppe hinaufstieg, und sie hatte Mühe, sich in etwas zu fassen. Der Vogt war ein kleiner hagerer Mann, über dessen Gesicht mürrische Verdrossenheit verbreitet war, und der schwer keuchte unter der Bürde seiner Jugendsünden. Aus Palästina war er heimgekehrt mit Krankheiten und Ablaß beladen, und wähnte nun, alles Böse, was er je gethan, und noch zu thun Gelegenheit finden würde, durch jenen Kreuzzug im Voraus vergeben. Mit einem hämischen Lä-

cheln empfieng er die Jungfrau. und wies ihr sogleich einen Platz unter den Mägden an, deren niedrigste Arbeiten sie heute schon theilen mußte. Luitgarde ließ sich nicht verdrießen, Wasser zu schöpfen, die Kühe zu melken, die Ställe zu reinigen, und ihre Mahlzeit mit Brod und Wasser zu halten. Es ist für meinen Vater, dachte sie, und eine himmlische Zufriedenheit füllte ihre Seele. Das Klostergesinde ward von unwillkührlicher Achtung für die Heldin durchdrungen. Eine jede der Dirnen wollte ihr die Arbeit abnehmen oder wenigstens erleichtern, allein sie gab es nicht zu, und verrichtete alles selbst — mit einer Aufmerksamkeit und Anstrengung, als ob sie für diesen Stand geboren wäre.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Nach geendigtem Gottesdienste wurde Herr Kuno von Arnstein vor dem versammelten Volke von dem Kirchenbanne losgesprochen, und wieder unter die Zahl der Rechtglaubigen aufgenommen. Eine Felsenlast wälzte sich von Luitgardens Seele bei die-

ser Nachricht, sie eilte in ihr Kämmerlein, welches man ihr, abgesondert von der Wohnung der übrigen Mägde, eingeräumt hatte, warf sich zur Erde, und brachte dem Himmel Thränen zum Dankopfer. Indem sie knieete, trat der Prior zu ihr herein. Luitgarde erschrack ob diesem Besuche, und ihr ahnete Schlimmes. Er sprach erst gleichgültige Dinge, doch verriethen seine Blicke, seinen argen Willen. Er faßte ihre Hand und wollte sie an seinen Mund führen; sie riß sich los, und sagte ihm ernste Worte. Da verdunkelte sich sein Auge, Zorn flammte aus seinem Antlitz, er stieß Drohungen aus, und entfernte sich hastig. Die Jungfrau warf sich zur Erde; sie hob zitternd die Hände empor, ihr Herz flehte den Himmel um Erbarmen, Worte hatte sie nicht, nur brennende Thränen. Bald erschien ein Scherge, der ihr zu folgen winkte. Er führte sie in ein unterirrdisches Gewölbe, in welches durch eine schmale Oeffnung, nur ein matter Lichtstrahl fiel. Auf einem Block stand ein Krucifix, ein Todtenkopf, ein Krug mit Wasser und daneben lag ein Stück halbverschim-

melten Brodes. Als sie sich allein befand, fiel sie auf die Knie und betete, und in ihre Seele kam ein wunderbarer Muth.

Des andern Tags erschien der Prior wieder. Er stellte ihr vor, wie sie elendiglich umkommen müsse, wenn sie seine Freundschaft ferner verschmähete. Luitgarde schwieg. Er streckte seine Hände nach ihr aus, und wollte den zarten Leib umschlingen, da zog sie, in Angst und Verwirrung, einen Dolch aus dem Busen, und sties ihn dem Ungeheuer durch die Kehle, daß er mit einem dumpfen Schrei hinsank, und seine schwarze Seele aushauchte. Luitgarde starrte gedankenlos den Leichnam eine Weile an, eilte hierauf zur Thüre hinaus, schloß die Riegel des Hofthors auf, und lief, wie vom Geist des Gemordeten verfolgt, in einen benachbarten Wald. Athemlos warf sie sich hier unter einen Baum — ergriffen von den Schrecknissen ihres Schicksals. Wohin sollte sie ihren Weg richten? Nach ihrer väterlichen Burg zurück durfte sie nicht, aus gerechter

Besorgniß, daselbst gefänglich eingezogen zu werden. Denn wer konnte, auf eine Anklage der Mönche, für ihre Unschuld zeugen? Der Ritter von Weda fiel ihr ein, und sie entschloß sich, zu diesem ihre Zuflucht zu nehmen. Schon fieng der Morgen an zu grauen, da erhob sie sich, und gieng in dem dichtverwachsenen Walde weiter und immer weiter, arbeitete sich mit wunden Händen durch das Gestrippe hindurch, und fand endlich, äußerst müde, eine Quelle, wo Hasselnüsse und wilde Beeren umherwuchsen, und ihr eine sparsame Erquickung darboten. Von da sezte sie ihren Weg weiter fort, immer in der Richtung, in welcher sie sich dem Rheine zu nähern glaubte. Gegen Abend kam sie an die Wohnung eines alten Waldbruders, der sie gastfrei aufnahm, ihr Milch und Brod auftischte, und ein weiches Lager von den Fellen wilder Thiere bereitete. Am andern Morgen fühlte sie sich so schwach, daß es ihr unmöglich war, das Lager zu verlassen. Der ehrliche Waldbruder kochte einen Trank von Kräutern, wodurch sie wieder in etwas gestärkt wur-

de, und beredete sie, noch einen Tag bei ihm zuzubringen, indem sie sonst, wie er sagte, Gefahr laufen würde, in der wenig besuchten Wildniß hülflos zu verschmachten. Luitgarde ließ sich das Anerbieten des Menschenfreundes gefallen, und blieb den Tag und die folgende Nacht noch in seiner Hütte. Am zweiten Morgen fühlte sie sich wieder ganz hergestellt und schied von ihrem Wohlthäter mit Thränen der Dankbarkeit. Der Waldbruder rieth ihr, der Sicherheit wegen, ihr Gewand mit einer Kutte zu vertauschen. Ich habe noch eine neue vorräthig, sagte er, und wenn ich wieder einer bedarf, so wird der Himmel schon dafür sorgen. Luitgarde befolgte diesen guten Rath, hüllte sich in das braune Gewand des Einsiedlers, zog die Kaputze über den Kopf, und setzte ihren Wanderstab weiter fort. Gegen Abend erhob sich ein fürchterliches Gewitter — undurchdringliche Finsterniß umhüllte den Wald, nur hier und da vom Leuchten der Blitze gräßlich erhellt. Die arme Pilgerin wußte sich keinen Rath. Zwar war der Wald hier weniger dicht, und sie befand

sich, dem Anscheine nach, auf nicht ganz unbesuchten Wegen; allein die Furcht vor dem Gewitter machte ihre Kniee beben, und sie vermochte es nicht, weiter zu gehen. Ein Wetterstrahl entdeckte ihr einen hohlen Baum; in diesem verbarg sie sich. Allmählig ließ das Gewitter nach, aber die Finsterniß blieb dieselbe. Sie hörte das Getöse von Pferden und Menschenstimmen dazwischen. Es kam ihr immer näher.

Wir werden die Nacht hier vollends zubringen müssen, — sagte eine Stimme, — laßt uns absteigen, und ein Feuer anzünden.

Luitgardens Herz pochte gewaltig — sie wagte kaum zu athmen. Einige Schritte von ihrem Aufenthalte lagerte sich die Gesellschaft, einer davon schlug Feuer, und bald loderte die Flamme hoch auf. Jezt sah Luitgarde, daß es Reisige waren.

Wir werden schlechte Jagd machen — fieng einer an — nirgends eine Fährte des Wildes, dem wir nachspüren.

Hm — versezte ein anderer — wenn uns die Dirne entgeht, so haben wir doch den Vater.

Luitgarde zweifelte nun nicht mehr, daß von ihrem Vater die Rede sey. Die Erinnerung an ihren Vater war ein Blitz, der sie niederschmetterte.

Er dauert mich doch der alte Arnsteiner — sagte ein alter Knecht mit einem Tone der Menschlichkeit. — Wer weiß, wie man seiner Tochter und ihm mitgespielt hat? Und was hatte der Prior bei dem Mädchen auf seiner Kammer zu thun?

Wir sind des Klosters Dienstmannen — fiel der erste wieder ein, welcher der Anführer der Schaar zu seyn schien — und müssen ein Auge zudrücken. Könnt' ich dem alten Kauz so ganz in der Stille seinen Käfig öffnen, ich würde mir's zum guten Werk anrechnen; aber er ist zu fest an seinen Block geschmiedet.

Als Luitgarde die Gefahr ihres Vaters ver-

nahm, war ihr Entschluß gefaßt. Mein Vater für mich im Kerker? Ich muß ihn retten! —

Von diesem Gedanken über sich selbst erhoben, stürzte sie sich mitten unter die Reisigen. Diese, von der unerwarteten Erscheinung aufgeschreckt, schlugen ein Kreuz, und wichen einige Schritte zurück.

Flieht nicht — rief die Jungfrau — ich bin's, die ihr sucht, bin Luitgarde von Arnstein, die den Prior mordete, weil er ihr Gewalt anthun wollte.

Sie warf die Kaputze zurück, und ihre langen Haare flatterten im Winde.

Hatte erst der Schreck die Reisigen sprachlos gemacht, so waren sie es jezt vor Erstaunen und Bewunderung.

Fräulein — sagte der Anführer des Haufens — ihr wißt nicht, daß der Scheiterhaufen eurer wartet.

Aber ich werde doch meinen Vater retten können? fragte sie.

Das werdet ihr — erwiederte jener — sobald ihr mit einem Eid bekräftigt, daß er keinen Theil hatte an eurer raschen That.

Nun, so führt mich fort! — versezte sie, mit der Fassung einer erhabenen Seele.

Einige der Knechte wischten sich die Thränen aus den Augen. Lassen wir sie gehen — murmelten sie unter sich — die Dirne ist bei Gott unschuldig, und wir wollen keinen Theil haben an ihrem Blute.

Wie, ihr steht unentschlossen? — sprach Luitgarde zu ihnen.

Der Anführer. Wir haben Mitleid mit euch. Ihr verdient ein besseres Schicksal.

Luitgarde. Meint ihr, daß ich mich fürchte, zu sterben? Führt mich fort, damit die Fesseln nicht länger meines Vaters schwache Hände drücken.

Wider Willen nahmen die Männer Luitgarden mit sich; doch banden sie sie nicht, wie sie Befehl hatten. Einer der Knechte ließ sie auf sein

Roß sitzen, und führte dasselbe beim Zaum. Gegen Abend langten sie in Marienfeld an. Luitgarde wurde des andern Tages vor das Gau-Gericht geführt.

Habt ihr den Prior von Marienfeld mit dem Dolch ermordet? — fragte der Aelteste des Gerichts.

Luitgarde. Ja.

Der Richter. Aus welcher Ursache?

Luitgarde. Weil er seine räuberische Hand ausstreckte nach meiner Ehre.

Der Richter. Habt ihr einen Zeugen für eure Aussage?

Luitgarde. Den, dessen Auge alles sieht, und der einst über euch Gericht halten wird.

Die Richter wurden gerührt, aber sie konnten Luitgarden nicht retten.

Hat euer Vater Theil an eurer That? — fuhr der Aelteste in seinen Fragen fort.

Luitgarde. Nein.

Der Richter. Könnt ihr dieß beschwören?

Luitgarde. Mit dem furchtbarsten Eide.

Man nahm den Eid von ihr, und ließ sie in den Kerker zurückführen. — Mit feuchten Augen thaten die Richter den Ausspruch: Sie muß sterben!

Luitgarde knieete in ihrem Kerker und betete zum Himmel um Stärke für ihren Vater; da trat ein Mönch herein. Sie schrack zusammen bei dem Anblick seines Gewandes; aber die Ruhe der Seele in seinem Antlitze, sein theilnehmender Blick und sein liebreicher Ton flößten ihr bald Zutrauen und Ehrfurcht ein.

„Ich komme, euch beizustehen in eurem Unglück" — sagte der Mönch.

Ich bedarf keines menschlichen Beistandes — entgegnete Luitgarde; — der meinem Arm Kraft gab, die Schande von mir abzuwehren, wird mich auch jezt halten. Aber mein guter Vater wird Trost brauchen! Die Bürde so mannigfacher Leiden ist zu schwer für ein graues Alter.

Der Mönch. Noch ist eine Aussicht zu eurer Rettung übrig.

Luitgarde. Welche?

Der Mönch. Wenn ein Ritter sich stellen würde zum Gotteskampfe für euch.

Luitgarde dachte an den Ritter von Weda und seufzte.

Der Mönch fuhr fort: Menschenhülfe ist freilich ungewiß; darum, meine Tochter, bereitet euch immerhin darauf, bald vor Gott zu erscheinen.

Luitgarde. Ich sterbe unschuldig! Mit diesem Bewüßtseyn darf ich furchtlos vor den Weltrichter treten, der Gedanken prüft und Herzen durchschaut.

Der Mönch. Habt ihr mir nichts zu vertrauen? Ihr möchtet zwar Ursache haben, nicht zum Besten von meinem Gewande zu denken, aber seyd gewiß, daß nicht jede Kutte einen Taugenichts beherberge.

Luitgarde. Ich traue euch, ehrwürdiger Vater, denn in eurem Antlitze sehe ich Spuren

des Kummers, und in eurem Ton ist Mitgefühl; — tröstet meinen Vater!

Der Mönch. Euer Vater befindet sich heute auf der schwarzen Burg bei dem redlichen Bruno von Wildenstein. Man wird ihm euer Schicksal verheimlichen, so lange man kann.

Luitgarde. Möchte er es erst jenseits von mir hören! Muß er es aber früher erfahren, so sagt ihm, daß ich standhaft in den Tod gegangen sey, eingedenk seiner Ermahnungen und Lehren, daß es traurig sey, zu sterben in der Jugendblüthe, aber trauriger, zu leben in Schande; — dieß sagt ihm, und daß ich drüben ihm entgegen kommen und ihn empfangen werde. Meine Mutter wird sich leichter beruhigen, weil frommer Glaube sie schwach und stark zugleich macht. —

Der gute Mönch hatte alle Stärke seiner Seele nöthig, um bei diesem Auftritte seine Fassung nicht zu verlieren. Luitgarde bat ihn, eine ihrer Haarlocken abzuschneiden. Er that es. Morgen — sagte sie — oder übermorgen längstens wird der Ritter von Weda hier eintreffen. Gebt ihm die-

ses Andenken von mir, und sagt ihm, daß nichts mehr von mir übrig sey, als dieß, daß er mein Gedächtniß wo möglich vor Schmach retten, aber nicht rächen möge.

Der Mönch. Der Ritter, von dem ihr sprecht, kann also morgen schon eintreffen?

Luitgarde. Ja.

Der Mönch. Von Weda ist sein Nahme? Mich dünkt, ich habe schon von ihm. als einem tapfern jungen Manne, gehört. — Seine Burg liegt am Rheine?

Luitgarde. Am Rheine, zehn Meilen von hier.

Der Mönch. Ich muß euch jezt euern eigenen Betrachtungen überlassen. Mich ruft ein wichtiges Geschäft; — auf den Abend werde ich euch wieder besuchen.

Der Mönch entfernte sich und Luitgarde glaubte mit ihm jede Hoffnung von hinnen gehen zu sehen. Nur das Bewußtseyn ihrer Unschuld hielt sie, daß sie nicht unter der Felsenlast des Jammers erlag.

Der nächste Morgen war zu ihrem Todtestag bestimmt. Düster stieg er herauf — die Sonne umhüllte ein schwarzes Gewölke — Trauer schien auf der ganzen Natur zu liegen. Tausende von Menschen strömten auf den Platz, wo der Scheiterhaufen errichtet war, in dessen Flammen die unglückliche Luitgarde ihr Leben schrecklich endigen sollte.

Die Dulderin erschien — in einem weißen Gewande, mit losgebundenen Haaren, ein Krucifix in der Hand — neben ihr gieng der Mönch, der sie im Kerker besucht hatte. Sein Auge schien vom Himmel ein Wunder zur Rettung der Unschuld zu erflehen. Auf einem schwarzen Streitrosse sprengte der Schirmvogt des Klosters herbei, und ein Herold rief aus: — ob sich jemand in einen Zweikampf für die Verurtheilte einlassen wollte?

Eine Todtenstille erfolgte auf seinen Aufruf; — das Volk, gerührt von der Schönheit und dem Unglücke des armen Schlachtopfers, warf spähende Blicke umher, als ob ein Retter unmöglich

ausbleiben könnte. — Umsonst! — Niemand zeigte sich, Jezt wurde Luitgarde an den Pfahl gebunden, und einer der Schergen näherte sich mit der brennenden Fackel, um den Holzstoß anzuzünden — da gewahrten einige aus den Zuschauern eine Staubwolke, die sich immer näher heranwälzte. Man rief dem Schergen zu, noch inne zu halten — der Klostervogt fluchte und drohete, aber das Gemurre der Menge brachte ihn zum Stillschweigen. Endlich theilte sich der Staub, und ein Ritter in glänzender Rüstung jagte daher — die Mähnen seines Rosses flogen im Winde, und die Füße desselben schienen kaum die Erde zu berühren. Ein freudiges Gemurmel verbreitete sich unter den Zuschauern. Der Ritter sprengte in den Kreis, schlug seinen Helmsturz auf, und rief:

„Höre mich, versammeltes Volk! Luitgarde von Arnstein mordete den Prior nicht hinterlistig; sie brauchte blos Nothwehre gegen einen Räuber — dieß bin ich bereit gegen jeden auf Leben und Tod zu behaupten.“

„Nun, wer will den Kampf annehmen?“ — fragte er nach einer Pause.

Der Klostervogt ritt gegen ihn. — Euer Name — sagte er mehr trotzig als muthig — damit ich weiß, ob man den Kampf mit euch annehmen könne!

„Mein Name ist Ernst von Weda. Wahrscheinlich hört ihr ihn nicht zum ersten Male. Bald sollt ihr auch fühlen, daß ich mein Schwert nicht zum ersten Male brauche.“

Dem Klostervogt ward es ganz sonderbar um's Herz, als er den entschlossenen Ton des Ritters hörte, und ihn sein Schwert ziehen sah. — Es ist wahr — begann er endlich — der verstorbene Prior — der Himmel hab' ihn selig! — war kein Heiliger, und es wäre Vermessenheit, eine so kitzliche Sache auf ein Gottes-Urtheil ankommen zu lassen.

Ernst. So erklärt hier laut, daß der Prior ein Schurke war.

Der Vogt. Wozu das? Jedermann weiß, daß die Mönche auch Menschen sind.

Ernst. Hebe dich weg, Elender, sonst werde ich statt der Spitze meines Schwerts den Knopf desselben gegen dich brauchen. — Habt ihr's gehört, Männer? So lange die Jungfrau ohne Schutz war, zeugten die Schurken laut wider sie; nun ich mich zum Kampfe anerboten habe, flüchteten sie sich hinter Zweideutigkeiten. — Noch einmal! Wer Luitgarden von Arustein eines freiwilligen Mordes zeiht, der hat es mit mir zu thun.

Mit diesen Worten sprang er vom Pferde und eilte auf das Mädchen seiner Liebe zu, das dem Leben nur halb noch anzugehören schien. Er hieb ihre Stricke entzwei — sie sank fast ohne Bewußtseyn in seine Arme. Der alte Mönch, ihr Begleiter, faltete seine Hände zum Himmel — es war eine der rührendsten Szenen.

Nachdem Luitgarde wieder zu sich gekommen war, wollte sie ihrem Befreier danken. Dankt vielmehr dem braven Manne hier — fiel Herr Ernst ihr ein, und deutete auf den Mönch; — er schickte mir einen Reiter entgegen mit der Nach-

richt von eurer Gefahr, sonst wäre ich wahrscheinlich erst gegen Abend eingetroffen, und hätte nur noch eure Asche sammeln können. —

Der Ritter begleitete jezt Luitgarde nach der schwarzen Burg, wo ihr Vater war, dem man das Vorgefallene in mildernden Wendungen erzählte. „Womit kann ich euch vergelten, was ihr an mir und meinem Kinde gethan habt?“ — sagte Kuno. „Ich will es dir sagen — fiel der Wildensteiner ein — gieb ihm deine Luitgarde, denn ich sehe schon, die jungen Leutchen verstehen sich.“ Kuno sah die Beiden an, die stumm und verlegen da standen.

„Siehst du, daß ich wahr sagte — fieng der von Wildenstein wieder an, nahm Ernst's und Luitgardens Hände, und fügte sie in einander. — Nun, alter Freund, gieb du den Segen dazu!“

Bruno schloß die Liebenden in seine Arme. „Junger Mann — sagte er — ich kann dir keinen bessern Dank geben, als ein gutes Weib; — und dir, mein Kind, keinen bessern Segen, als den: Sey als Gattin, was du als Tochter warst!

Umarmungen und Thränen endigten den Auftritt. Der alte Mönch legte des andern Tags die Hände Ernst's und Luitgardens noch einmal vor dem Altare in einander, und sie wurden das glücklichste Paar in der Gegend.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schreiber, Alois Wilhelm,

Myrten- und Zypressen-Kränze

Bd.: 1

Stuttgart 1821

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.736-a(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722629-1